Pro facultate

Mitteilungen der "Freunde der Evangelisch-Theologischen Fakultät Bonn e.V."

Nr. 2 Winter 2004/05 € 3,-

PRO FACULTATE

Mitteilungen der "Freunde der Evangelisch-Theologischen Fakultät Bonn e.V."

Nr. 2 Dezember 2004 € 3,–

Redaktionsschluß:
14.12.2004

Originalausgabe
© 2004 by CMZ-Verlag Winrich C.-W. Clasen,
An der Glasfachschule 48, 53359 Rheinbach, Tel. 02226-9126-26, Fax 02226-9126-27

Alle Rechte vorbehalten.

Satz (Garamond 11,5 auf 13) mit WordPerfect für Windows 11:
Kirsten Blanck, Bonn
Winrich C.-W. Clasen, Rheinbach

Lithos:
CMZ-Verlag, Rheinbach

Titelbild:
Domenico Ghirlandaio, *Anbetung des Kindes durch die Hirten*, 1485
Malerei auf Holz, 285 x 240 cm; Santa Trinità, Florenz

Umschlaggestaltung:
Lina C. Schwerin, Hamburg

Gesamtherstellung:
Bonner Universitätsdruckerei

ISBN 3-87062-074-9

20041224

www.cmz.de

Pro facultate erscheint zur Zeit einmal jährlich. Bestellungen sind möglich über: Freunde der Fakultät, c/o Prof. Dr. Reinhard Schmidt-Rost (Ev.-Theol. Fakultät, Am Hof 1, 53113 Bonn) oder den CMZ-Verlag (Postfach 1323, 53350 Rheinbach) oder im Internet über www.freunde-der-fakultaet.de.

Inhaltsverzeichnis

Stephan Bitter
Vorwort 3

Johanna Hirschfelder
Bonner Professoren der Evangelischen-Theologischen Fakultät
von 1946-1950, aus dem Blickwinkel einer (ehemaligen!) Studentin
betrachtet 5

Klaus Bielfeldt
Wirtschaft und Ethik.
Wünsche zur Wirksamkeit des Vereins
der Freunde der Evangelisch-Theologischen Fakultät 23

Wolfgang W. Osterhage
Theologie und Wirtschaft: mögliche Interaktionen 26

Michael Meyer-Blanck
»... religiös unmusikalisch«?
Zum Nutzen theologischer Bildung in Wissenschaft und Beruf.
Semestereröffnungsvortrag, 11. Oktober 2004 31

Nachruf: Prof. Dr. Jörg Haustein 41

Worte bei der Trauerfeier der Evangelisch-Theologischen Fakultät
der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn
für Prof. Dr. Jörg Haustein
am 16. November 2004 in der Evangelischen Schlosskirche 43

Michael Meyer-Blanck
Ansprache des Dekans im Trauergottesdienst
für Jörg Haustein am 19. November 2004 in Bad Honnef 48

Protokoll der 1. ordentlichen Mitgliederversammlung
des Vereins der Freunde und Förderer
der Evangelisch-theologischen Fakultät.
Rheinische Gesellschaft zur Förderung der Theologie e. V.
21. April 2004, 19.00 c.t.
Sitzung im Seminarraum An der Schlosskirche 1 50

Protokoll der 2. ordentlichen Mitgliederversammung
des Vereins der Freunde und Förderer
der Evangelisch-theologischen Fakultät.
Rheinische Gesellschaft zur Förderung der Theologie e. V.
27. Oktober 2004, 19.00 c.t.
Sitzung im Seminarraum An der Schlosskirche 1 52

Autorenverzeichnis 54

Beitrittserklärung 56

Vorwort

Wir freuen uns, das zweite Heft der »Mitteilungen« unseres jungen Vereins auf den Weg bringen zu können.

Am Anfang dieses Grußes hat freilich ein Gedenken zu stehen, denn es sind im Laufe des ersten Jahres unseres Vereins drei unserer Mitglieder verstorben. Es sind dies Bibliotheksdirektor i. R. Dr. Johannes Herzog (27.3. 1929-17.5.2004), Oberstudiendirektor i. R. Dr. Carl Wefelmeier (24.8. 1929-27.9.2004) und Professor Dr. Jörg Haustein (11.12.1957-13.11. 2004).

Wir bewahren das Gedächtnis an die Verstorbenen in Dankbarkeit und hoher Achtung, und wir befehlen sie der Gnade Gottes. Wir trauern mit den Angehörigen.

Der so jung verstorbene Professor Haustein war erst vor drei Jahren als Kirchengeschichtler an unsere Fakultät gekommen. Wir verdanken ihm Ermutigung im Grundsätzlichen und viele Anregungen im Einzelnen. Gerne veröffentlichen wir die Worte, die der Dekan der Fakultät, Professor Dr. Michael Meyer-Blanck, und Professor Dr. Reinhard Schmidt-Rost im Trauergottesdienst für Professor Dr. Jörg Haustein gesprochen haben.

Ferner bietet *Pro facultate* Beiträge aus dem Kreise der Freunde der Evangelisch-Theologischen Fakultät.

Es sind zum einen die anschaulichen Erinnerungen an den Lehrbetrieb unserer Fakultät in der Zeit unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg, die Pfarrerin i. R. Johanna Hirschfelder niedergeschrieben und mit Fotos versehen hat. Wir danken ihr für die Erlaubnis, sie hier zu veröffentlichen.

Es sind zum anderen die Miszellen von Dr. Klaus Bielfeldt und Dr. Dr. Wolfgang Osterhage. Beide nehmen zu Fragen und Aufgaben Stellung, die sich an den Nahtstellen zwischen Kirche, Hochschule und Wirtschaft ergeben und die sich in großer Brisanz in der Begegnung von Armut und Reichtum stellen; sie laden zu Dialogen ein, die von unserem Verein erhofft sind.

Sodann hat der Herr Dekan freundlicherweise seine Rede über die Bedeutung der Theologie innerhalb der Universität, für die Kirche und für die Gesellschaft, gehalten bei der Eröffnung des Wintersemesters 2004/2005, zur Verfügung gestellt.

Schließlich fügen wir die von Professor Dr. Reinhard Schmidt-Rost erstellten Protokolle unserer beiden Mitgliederversammlungen diesen Jahres bei. Aus ist ihnen ist ersichtlich, was unseren Freundeskreis in der Anfangsphase seine Wirkens bewegt und was er zu tun beabsichtigt.

Im Januar 2005 wird ein von den Mitgliedern berufener Ausschuß Leitlinien für einen Preis formulieren, den wir für besondere studentische Leistungen ausloben wollen.

Am 11. März 2004 hat unsere Fakultät dem Erzbischof von Canterbury, The Most Reverend Dr Rowan Douglas Williams, die Ehrendoktorwürde verliehen. Zu der Veröffentlichung einer zweisprachigen Dokumentation des viel beachteten Festaktes (*Gratiarum actio*, Rheinbach 2004) hat die Mitgliederversammlung durch Bewilligung eines Druckkostenzuschusses beigetragen. Neben der Rede des Erzbischofs enthält der zweisprachige Band die Promulgatio des Dekans, Professor Dr. Wolfram Kinzig, das Grußwort des Rektors der Universität, Professor Klaus Borchard, und das des Ratsvorsitzenden der Evangelischen Kirche in Deutschland, Professor Dr. Wolfgang Huber. In der Mitte des Büchleins findet sich die Laudatio auf den Erzbischof, die Professor Dr. Jörg Haustein gehalten hat. Es ist wohl einer der letzten Texte, die wir von ihm haben.

Herrn Winrich C.-W. Clasen danke ich für die Gestaltung dieses Heftes und seine Verbreitung auch über den Buchhandel.

Für gute Gespräche, für Anregungen und für ein zuversichtliches Miteinander danke ich den Mitgliedern herzlich.

Ich wünsche eine gesegnete Weihnacht und einen guten Beginn des neuen Jahres.

Mülheim a.d. Ruhr, am 3. Advent 2004 — *Stephan Bitter*, Vorsitzender

Johanna Hirschfelder

Bonner Professoren der Evangelischen-Theologischen Fakultät von 1946-1950, aus dem Blickwinkel einer (ehemaligen!) Studentin betrachtet

Vor einiger Zeit bekam ich einen Brief mit Fotos der Professoren, die zu meiner Studienzeit an der Evangelisch-Theologischen Fakultät Bonn lehrten, d.h. nach dem Ende des zweiten Weltkrieges bis zur »Etablierung« der Bundesrepublik Deutschland – also in einer »Übergangsphase« – so man das denn so nennen darf!

Bei der Betrachtung dieser inzwischen über 50 Jahre alten Fotos stellte ich mir die Frage: »Was bleibt?« Natürlich weiß ich, dass all diese Professoren Bücher, Schriften, Vorträge etc. verfasst haben, die bis heute zum Studium herangezogen werden, ganz abgesehen davon, dass diese Gelehrten in Biographien, Nachschlagewerken etc. erwähnt werden, d.h. das Zukunftsweisende ihrer Arbeiten noch heute gegenwärtig ist.

Mir ging es allerdings um etwas anderes: Ich möchte versuchen darzustellen, wie diese Professoren damals auf uns Studierende »gewirkt« haben, wodurch sie uns bzw. mir in Erinnerung geblieben sind, einmal als Lehrende, zum anderen als Menschen.

Es erschien mir wichtig, ehe »unsere Zeit abgelaufen ist« und niemand mehr von persönlichen Eindrücken der damaligen Studienzeit berichten kann, zu versuchen, diese Lücke zu füllen. Und das soll nicht geschehen mit »hochdotierter« Wissenschaft, sondern mit menschlichen, zwischenmenschlichen – oft sicher eher »bedeutungslosen« – Erlebnissen und Erinnerungen. Dass nach so vielen Jahren (wie schon bei Goethe nachzulesen ist) »Dichtung und Wahrheit« nicht mehr ganz übereinstimmen können, liegt auf der Hand; auch, dass jeder (jede) dazu seine eigene Meinung

gehabt hat. Selbst wenn dieser Bericht auf heftige Kritik stoßen sollte, werde ich den Versuch starten, ohne das Gebot »De mortuis nihil nisi bene« nicht außer Acht zu lassen.

Natürlich war ich sehr glücklich, als ich zum Sommer-Semester 1946 einen Immatrikulationsbescheid der Universität Bonn bekam, was damals durchaus nicht selbstverständlich war. Die Reise von meinem Heimatort Bad Pyrmont nach Bonn war mit vielen »Mühen« verbunden (Fußmarsch von 7 km mit Gepäck über einen im Krieg zerstörten Viadukt, Eisenbahnfahrt auf »Trittbrettern« oder »komfortabler« im Viehwagen, eine Nacht im Bahnhofsbunker Köln), aber ich kam endlich »ziemlich desolat«, aber noch im Besitz meiner Habe heil und voller Erwartung dessen, was auf mich zukommen würde, hier an und fand auch bei Bekannten meiner Eltern eine Schlafstelle, und die benötigte man für die Immatrikulation als Voraussetzung! Diese fand im »Museum König« statt, wo man zuerst einen langen Fragebogen der Militärregierung auszufüllen hatte.

Am nächsten Morgen hatte ich mich in der Gneisenaustraße einzufinden, wo ich mich – ebenso wie andere Theologie-Studierende – ins Dekanatsbuch der evangelischen Theologie einzutragen hatte. Der damalige Dekan, Professor Stauffer, begrüßte dann die Anwesenden und verwies uns an seinen wissenschaftlichen Assistenten Dr. Bammel, der uns weitere Auskünfte geben würde. Dieser, ein noch recht junger, agiler Mann, empfing uns und redete unaufhörlich auf uns ein. Er belehrte uns, was wir im 1. Semester zu belegen hätten: Hebräisch, Griechisch, falls keine Kenntnisse vorhanden wären, Einleitung ins Alte und Neue Testament. Außerdem empfahl er uns, wegen der »Einmaligkeit und Berühmtheit« Professor Karl Barth zu hören, der als Gastdozent nach Bonn kommen würde. Er fügte zwar hinzu, Dogmatik-Vorlesungen zu hören, sei für Erstsemester etwas verfrüht, trotzdem sollten wir uns eine solche »Kapazität« nicht entgehen lassen – was wir folglich auch nicht beabsichtigten.

Da ich nun »quasi als Einführung« *Doktor Bammel* erwähnt habe, möch-

te ich gleich weiter von ihm berichten. Von uns wurde er »freundlich« »Bimmel, Bammel« genannt, spielte allerdings als Assistent in der Fakultät eine bestimmte Rolle (einen zweiten, dritten Assistenten gab es noch nicht!). Er hielt ein Proseminar im Neuen Testament, übernahm auch später Hebräisch-Kurse etc. Im Proseminar (Markus-Evangelium) »stieg er mit uns in den Keller«, d.h. er übte und erklärte uns den »Apparat«. Zu seiner Person sei Folgendes gesagt: Er war lang und dünn und hatte – wie wir alle zu der Zeit – immer »großen Hunger.« Dazu gibt es eine nette Erinnerung: Die Studenten-Gemeinde unternahm Himmelfahrt eine Wanderung nach Leuscheid, wo wir zur Besichtigung eines »Jugendhofes« eingeladen waren und auch ein Mittagessen bekommen sollten, was natürlich sehr wichtig war. Es gab Gemüseeintopf, jeder (jede) bekam einen »Blechnapf« in die Hand, der mit der »köstlichen« Suppe gefüllt wurde – die Wette galt: Wer schafft die meisten Töpfe – denn »Nachschlag« war möglich. Am Ende waren es 2 bis 3 Töpfe, die »vertilgt« wurden. Nach dem Essen unternahmen wir einen ausgedehnten Waldspaziergang. Auf einer Lichtung lag – völlig erschöpft – unser lieber Dr. Bammel mit »7 Töpfen im Bauch und gewonnener Wette«. Er stöhnte nur noch: »Ich kann nicht mehr.« Für »Vorrat« hatte er allemal gesorgt. Das erwähne ich um aufzuzeigen, dass wir einerseits unter großem Mangel an Nahrungsmitteln litten, es uns andererseits außerdem an allem und jedem fehlte: kein Papier, keine Stifte, keine Bücher, keine festen Schuhe – so könnte man fortfahren ... Es war eben so – und wir konnten studieren!

Nun aber zu etwas »höher gestellten« Persönlichkeiten! Da Gäste bekanntlich den Vorzug genießen, beginne ich mit *Professor Karl Barth* – von uns »Carolus Magnus« genannt. Erkennungszeichen: Pfeife im linken Mundwinkel – allerdings nicht während der Vorlesung. Und die begann 8 Uhr c.t. im damaligen Hörsaal XVI, dem damals einzigen intakten Raum der Universität. Er lag am Gang hinter der Aula, die vollkommen in Trümmern lag, und der heute ins Erdgeschoss führen-

den großen Treppe, die nicht gangbar und mit einer Bretterwand abgesperrt war. Der einzige Zugang zum Hauptgebäude war der »am Hof« gelegene Seiteneingang, der unversehrt geblieben war, ebenso wie der darüber liegende Turm, der das evangelisch-theologische Seminar, das Dekanat und die Bibliothek beherbergte (das nur zur Orientierung der damaligen Verhältnisse).

Also 8 Uhr c.t. Professor Barth, Thema: Grundriß der Dogmatik. Das apostolische Glaubensbekenntnis. Der Hörsaal war bis auf den letzten Platz inklusive Fußboden und Fensternischen besetzt. Wie damals üblich, wurde der Professor mit lang anhaltendem Klopfen begrüßt. Er nahm aus seiner Tasche ein Losungsheft und ein Gesangbuch, las Losung und Lehrtext des Tages vor und ließ uns ein Lied singen. Dieser Ritus blieb jeden Morgen derselbe, eines seiner »Lieblingslieder« schien »Nun preiset alle Gottes Barmherzigkeit« zu sein, besonders den Vers »er gibet Speise reichlich und überall« ließ er nie aus (obwohl er sicher wusste, wie uns der Magen knurrte!) Aber es erwies sich als unmöglich, auch nur ein Wort seiner Vorlesung zu verstehen, denn im »Lichthof«, der voller Trümmer lag, begannen die Bagger und Mischmaschinen (die neuesten waren es nicht!) mit lautem Getöse zu arbeiten. Die Fenster schlossen nicht richtig, außer Lärm drang Staub in den Saal, und Professor Barth erklärte am Schluß der Stunde kurz und bündig: »Ab morgen beginnt die Vorlesung um 7 Uhr c.t.!« und alle kamen ... Ob wir Erstsemester allerdings viel von der Vorlesung verstanden haben, sei einmal dahingestellt, aber am Ende des Semesters konnten wir sie für sage und schreibe 5 Reichsmark kaufen, für uns ein »Geschenk des Himmels«; die Schweiz machte es möglich!

Professor Barth war den Bonnern kein Unbekannter, lehrte er doch bis zu seiner »Absetzung durch die Nationalsozialisten« bis 1934/35 an der Universität. Er predigte im Sommer 1946 in den noch »intakten« Bonner Kirchen (Lutherkirche, Erlöserkirche – Bad Godesberg), es kamen sehr viele Besucher, um ihn zu hören, seine Predigten waren zeitnah und sehr gut fundiert. Man wusste damals noch

nicht, dass er zum Sommersemester 1947 noch einmal nach Bonn kommen würde.

Ich überspringe das »eiskalte« Wintersemester 1946/47 und fahre mit meinen Erinnerungen fort: Die Vorlesung 1947 fand im Chemischen Institut, Nußallee, statt, Thema: »Der Heidelberger Katechismus« und begann wieder um 7 Uhr c.t., wobei bemerkt werden soll, dass »doppelte« Sommerzeit vorgeschrieben war, d.h. 5 Uhr c.t. Allerdings verlief das Semester 1947 viel turbulenter als 1946 – ob es an der herrschenden »großen« Hitze lag oder andere Ursachen hatte, vermag ich nicht zu sagen. Auf jeden Fall hatte sich hier eine Gruppe von Theologiestudenten zusammengefunden, die sich (und wir sie!) »Barthianer« nannten. So fragte z.B. eine Studentin dieser Gruppe meine Freundin und mich nach unseren Kenntnissen über das ja »immense« Werk von Karl Barth, ob wir es gelesen hätten, was wir verneinten. Sie verstieg sich dann zu der Aussage, sie hätte es aber gelesen und hielte es für wichtiger als die Bibel. Das allerdings wollte uns nun nicht so recht einleuchten.

Karl Barth (1886-1968)

Es mag so gewesen sein, dass es Studenten gab, die die Lehre von Karl Barth falsch verstanden und sie mit der Lehre von Karl Marx verglichen, auch darüber gab es innerhalb der Studentenschaft heftige Diskussionen! Der Marxismus hat ja – wie wir wissen – im 20. Jahrhundert besonders unter den Litera-

ten viele Anhänger gehabt (z.B. Anna Seghers, Johannes Becker u.a.m.). Die so genannten »Barthianer« propagierten »freie Liebe« und luden eines Tages zu einem »offenen Frühlingsfest« ein. Das allerdings musste Professor Barth irgendwie zu »Ohren gekommen sein«. Jedenfalls stellte er sich vor seiner »obligatorischen« Andacht eines Morgens ans Katheder und stellte kurz und bündig fest: »Hier in Bonn soll es eine Reihe so genannter »Barthianer« geben, ich möchte eins klarstellen, ich bin keiner!«, dann begann er – wie gehabt – seine Vorlesung.

Um das Folgende richtig einordnen zu können, muss man wissen, dass es zu der Zeit innerhalb der Professorenschaft der theologischen Fakultät mancherlei Streitigkeiten gab, die uns Studenten nicht verborgen bleiben konnten. Auf der einen Seite standen die Lutheraner, auf der anderen die Reformierten und Unierten. Während der nationalsozialistischen Herrschaft hatten sich etliche Theologen an Luthers »Lehre von der Obrigkeit« orientiert, die Gewalt über uns hat (Römer 13) und vielleicht nur bei offensichtlichen Übergriffen des »Regimes« oppositionelles Verhalten gezeigt, während Reformierte/Unierte sich – besonders hier im Rheinland – der »Bekennenden Kirche« zugewandt hatten. Diese verschiedenen Auffassungen wurden offen und vehement diskutiert.

Professor Barth hielt im Sommersemester 1947 ein Seminar über Luthers Schrift »Von der Freiheit eines Christenmenschen« in Verbindung mit seinem Büchlein: »Christengemeinde und Bürgergemeinde«. Zwar durften nicht alle, die sich für dieses Seminar angemeldet hatten, »offiziell« daran teilnehmen, waren allerdings als »Gäste« zugelassen. Während einer dieser Sitzungen erlebten wir Folgendes: Einer der Studenten (Lutheraner *sui generis*) verteidigte Luthers Lehre, der Bürger sei dem Staat Gehorsam schuldig. Er bezog sich dabei auch auf seinen langjährigen Militärdienst während des Krieges. Daraufhin wurde Professor Barth sehr wütend – um nicht zu sagen »ausfallend« – und schrie den Studenten an: »Herr H., Sie sind ein Militarischt und ein unbelehrbarer dazu!« Uns Studenten blieb vor Schreck »der Mund

offen«, der Student H. wurde rot vor Wut, wagte aber nichts mehr zu erwidern. Die Erregung dauerte lange an – aber nie wieder hat jemand vor Karl Barth Luthers Lehre im Seminar zu verteidigen gewagt.

Eine andere, ebenso heftige Debatte entbrannte an der Einstellung von Professor Barth zur Taufe, die er auch im Erwachsenenalter für gut und nützlich hielt, woran heute wohl kaum noch jemand Anstoß nimmt. Das alles geschah früh 7 Uhr c.t. in der Vorlesung zum Heidelberger Katechismus. Am gleichen Tag 11 Uhr c.t. plädierte Professor Schlier gegen Karl Barths Auffassung für die Einhaltung der Kindertaufe und natürlich trafen die Meinungen der Studenten auch in dieser Frage hart aufeinander. In der Studentengemeinde wurden außerdem Themen wie Kriegsdienst, Stuttgarter Kriegsschulderklärung u.a. so heiß diskutiert, dass der damalige Leiter, ein Bonner Pfarrer, diesem »Druck« nicht mehr standhalten konnte und das »Studentenpfarramt« an Herrn Professor Dehn so lange abgab, bis im Wintersemester 1946/47 ein Pfarrer für dieses Amt eingeführt wurde.

Wie schon erwähnt, waren etliche, besonders junge, oftmals vom Marxismus beeinflusst, den sie gern zitierten. Viele von ihnen gingen später nach Berlin-Ost, um dort weiter zu studieren und »Karriere« zu machen, was durchaus vorgekommen ist. Ende des Sommersemesters 1947 verließ Professor Barth Bonn und nahm einige Studenten mit, die das aus gesundheitlichen Gründen dringend benötigten. Sie bekamen ein Stipendium an der Universität Basel, an die auch der Professor zurückkehrte.

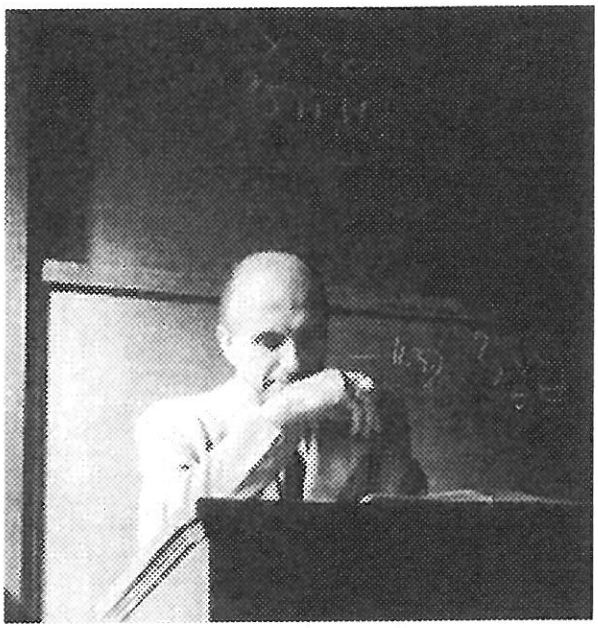
Es scheint mir nötig zu sein, hier einen kleinen Einschnitt zu machen, etwas Lustiges zu erzählen, das es natürlich auch gab. Also: Wir durften wählen, einen »AStA-Vertreter«, was wir sehr begrüßten. Unser »Gewählter« war ein schon etwas älteres Semester, der sich rührend um unsere Belange zu bemühen versuchte. Am Semesterende 1946 beschloss er – mit unserer Zustimmung natürlich – eine Wanderung nach Bad Godesberg mit der gesamten Fakultät zu unternehmen. Aus diesem Anlass bat er uns 10g Brotmarken zu »lockern«, denn da-

für sollten wir im »Schaumburger Hof« Pflaumenkuchen bekommen – welche Aussichten! Um 14 Uhr erschienen am Treffpunkt »Gronau« etliche Studenten und Professoren. Wir wanderten am Rhein entlang, durch Wiesen oder über Trümmerreste und erreichten »hochgestimmt« den »Schaumburger Hof« – der aber war »geschlossen« ... d.h. kein Pflaumenkuchen! Unser »Vati«, wie wir ihn nannten, stand da wie ein »begossener Pudel«! Aber wofür gab es damals denn schon eine Fähre? Und auf der anderen Rheinseite eine kleine »Bierkneipe« wo wir uns häuslich niederlassen konnten und einen gemütlichen Nachmittag (auch ohne Pflaumenkuchen!) verlebten. Wir lernten die anwesenden Professoren näher kennen, sie waren ohne jegliche Distance sehr nett zu uns. Am nächsten Tag sollte das »Hebraicum« stattfinden, zu dem sich einige »mutige« Erstsemester gemeldet hatten. Einer von ihnen hielt eine launige Rede und, um seine hebräischen Kenntnisse zu zeigen, zitierte er auf Hebräisch: »Noth wird prüfen, oh weh, oh weh!« Leider hatte er für sein Zitat ein falsches tempus benutzt, was Herrn Professor Noth veranlasste, ebenso launig zu kontern: Wenn die von ihm gewählte Form richtig sei, müsse er ständig (!!!) prüfen und das wolle er ganz und gar nicht! Er empfahl seinem Vorgänger eine andere Zeitform des Hebräischen. Professor Goeters sen. erzählte noch auf gut rheinisch ein paar Anekdoten, über die wir herrlich lachen konnten, d.h. wir verlebten einen netten Semester-Schluss-Nachmittag.

Da ich *Professor Noth* schon erwähnt habe, will ich bei ihm fortfahren, unserem »großen« Lehrer, dem damaligen Alttestamentler der Evangelisch-Theologischen Fakultät.

Professor Noth hatte die Angewohnheit, immer 5-10 Minuten zu spät zu seinen »Veranstaltungen« zu kommen, diese Zeit aber ans Ende z.B. der Vorlesung anzuhängen, was für uns sehr unangenehm war, da die Vorlesungen etc. in verschiedenen Gebäuden stattfanden (z.B. Gneisenaustraße, Weberstraße, Akademisches Kunstmuseum), die man dann nicht mehr rechtzeitig erreichen konnte. Wir beschlossen eines Tages zu handeln, ihn nicht

mehr mit Klopfen (= Zustimmung), sondern mit heftigem Scharren (= Unmut) zu begrüßen. Er schien das zunächst gar nicht wahrzunehmen, als wir allerdings dabei blieben, erklärte er uns kategorisch: »Meine Vorlesung beginnt, wenn ich komme und endet, wenn ich gehe.« Punctum! Anlässlich des oben erwähnten Fakultätstages erzählte uns Frau Noth, die mitgewandert war, folgendes: Als sie mit ihrem damals noch zukünftigen Ehemann zum ersten Mal dessen Eltern einen Besuch abstattete, die in Dresden wohnten, kamen beide (er und sie) zu spät zum Gottesdienst, der natürlich schon begonnen hatte. Frau Noth, die aus Ostpreußen stammte und reformiert war, hörte, dass der Pfarrer – wie in lutherischen Kirchen üblich – am Altar die Liturgie sang, was sie nicht kannte. Voller Entsetzen sagte sie zu ihrem Begleiter: »Du, Martin, wir sind hier in der ›falschen‹ Kirche (katholischen, meinte sie), hier wird gesungen«, worauf ihr Begleiter – etwas unwirsch – antwortete: »In jeder anständigen Kirche wird gesungen.« Womit sie sich dann zunächst auch zufrieden geben musste.



Martin Noth (1902-1968)

Professor Noth war schon ein »Phänomen« in seinem Fach, er schrieb hebräisch ebenso schnell und gut von rechts wie von links. Wenn auf der Tafel kein Platz mehr zum Schreiben frei war, nahm er seinen »Jackenärmel« und löschte damit das aus, was s.E. nicht mehr benötigt wurde (denn Lappen oder Schwämme gab es nicht!), um Platz für »neue Ergebnisse« zu bekommen. Seine Frau, die häufig seine Vorlesungen besuchte, rief dann laut und entsetzt in den Hörsaal: »Aber Martin!«, was ihn allerdings durchaus nicht störte. Von ihrer Seite sah das schon anders aus,

denn jegliche Reinigungsmittel waren Mangelware – das waren nicht »seine Sorgen«, die Wissenschaft hatte Vorrang. Ich habe so manche Vorlesung, z.B. Geschichte Israels, Theologie des Alten Testaments, Psalmen bei ihm gehört und Seminare besucht, im 1. Semester seinen Hebräischkurs besucht, viel dabei gelernt und seine »Sprachvirtuosität« bewundert. Sein Personengedächtnis erstaunte mich immer wieder, er kannte auf Anhieb den Namen jedes Studenten, den er einmal gesehen hatte, wo auch immer. So ließ z.B. ein Student seinen Namen »verändern« oder »eindeutschen« und teilte nun seinen »neuen Namen« Professor Noth mit, worauf dieser antwortete: »... ach, Herr B. dann sind Se ga nicht der, der Se sind!«

Über seine Seminare, Vorlesungen etc. brauch ich kein weiteres Wort zu verlieren, das überlasse ich gern kompetenteren Theologen, besonders Alttestamentlern. Zu Beginn des Wintersemesters 1946/1947 wurde »unsere Hebräisch-Gruppe« – es waren nur 5 oder 6 – von Herrn Professor Noth geprüft, alle bestanden die Prüfung, nur unser Protokollant, Professor Dehn, war mit unseren Kenntnissen wohl nicht so ganz einverstanden, jedenfalls konnte er sich nicht verkneifen zu bemerken: »Dolle war's nicht!« – was natürlich für uns ein Wermutstropfen bei der Freude über das Erreichte bedeutete.

Ich möchte nun versuchen, die beiden Neutestamentler der damaligen Zeit aus meinem Blickwinkel vorzustellen: Zunächst *Professor Ethelbert Stauffer*, auch »Eitelbert« genannt. Er galt damals wohl als der Johannes-Forscher; jedenfalls lautete seine obligatorische Frage: »Hatte Johannes einen Bart?« Darauf sollten wir im Seminar eine Antwort zu finden versuchen, um der »Johanneischen Frage« auf den Grund zu kommen. Warum sollte das so wichtig sein? Professor Stauffer versuchte, den Evangelisten Johannes mit dem »Seher auf Palmos« der Offenbarung gleich zu setzen. Ein Autor hat beides geschrieben und außerdem auch die drei Johannesbriefe. Ich konnte mir denken, dass diese von Professor Stauffer als so wichtige Frage angesehene These weitgehend geklärt zu sein scheint,

oder? Er aber wollte uns auf »seine Auslegung« einstimmen, was ihm teilweise auch gelang, denn er war ein außerordentlich geschickter Dialektiker, ein Redner, der ohne jegliches Konzept – auf dem Katheder hin und her wandernd – seine Meinung darstellen konnte, wobei ihm eine gewisse Eitelkeit (daher Eitelbert!) nicht fremd zu sein schien.

Ich erinnere mich noch, mit welcher Akribie er die Zahl 666 in der Apokalypse zu erklären versuchte, und zwar so überzeugend, dass wir ihm anhaltend »Beifall klopften.« Er wollte – wie er damals sagte – diese seine Überzeugung zur wissenschaftlichen Überprüfung weitergeben, allerdings habe ich nie wieder etwas davon gehört oder darüber gelesen (was an mir liegen kann!). Allerdings muss man neben seiner erstaunlichen Eloquenz auch seine überzeugenden Kenntnisse in Numismatik in Verbindung mit Kirchengeschichte I erwähnen. Sein Buch »Christus und die Caesaren« hat später auch bei Historikern viel Beachtung gefunden. Er las für Hörer aller Fakultäten im Kunstmuseum über »Der Sinn der Geschichte« mit dem Ergebnis »Christus als den Sinn der Geschichte herauszustellen«, was auf die sehr zahlreichen Zuhörer großen Eindruck machte. Seine Vita während der NS-Zeit war nicht unumstritten, obwohl er wohl schon während des Krieges den Ideen des Nationalsozialismus »abgeschworen« hatte, was allerdings von der »Bekennenden Kirche« wenig oder auch gar nicht akzeptiert wurde. Da er sich als »Lutheraner« bezeichnete, folgte er später gern – wie er sagte! – einem Ruf nach Erlangen und etliche Studierende der ev.-theologischen Fakultät schlossen sich ihm an.

Ethelbert Stauffer (1902-1979)

Ich möchte hier noch etwas für diese Zeit Typisches hinzufügen dürfen. Das Wintersemester 1946/47 war sehr hart, kalt und lang! Die Hörsäle – es waren 4 inzwischen – konnten nur unzulänglich geheizt werden, im Seminar im Turm stand in der Mitte ein dicker, runder Ofen (Pottöfen nannte man sie!), dessen Ofenrohr zum Fenster herausragte. Wir umlagerten ihn, Füße warm, Rücken kalt, ebenso kalt waren unsere »Buden« – so man nicht (?) »ging!« Zum Arbeiten blieb uns das Bett übrig, Handschuhe anziehen, Mütze aufsetzen, Jacke um die Schultern legen und »so angetan«: Lesen, schreiben, lernen! Krankheiten waren an der Tagesordnung, die Grippe grassierte, und eines Tages fiel die Vorlesung von Professor Stauffer aus, der mit seiner Familie schwer erkrankt war. Unser AStA-Vertreter kam auf die Idee ihm zu helfen, und zwar mit ein paar Lebensmittelmarken, die er von uns – falls möglich – erbat, sammelte und sie ihm und seiner Familie mit besten Genesungswünschen zukommen ließ. Als Professor Stauffer wieder gesund war, hat er sich sehr für unsere »Hilfe« bedankt und gemeint, sie hätte ihm und den Seinen »Stärke und Kraft in jeder Hinsicht« gegeben!

Der zweite Neutestamentler war zu der Zeit *Professor Schlier*, ein sehr introvertierter, stets äußerst korrekt gekleideter Herr, der nur seine Wissenschaft zu leben schien. Er kannte weder unsere Namen, noch nahm er unsere Anwesenheit wahr, z.B. rief er eines Tages einen Studenten auf, er möge sich doch bei ihm melden, obwohl der direkt vor ihm saß und ihm nicht unbekannt war! Seine Vorlesungen waren zu Büchern gebunden, aus denen er uns Wort für Wort mit gesenktem Kopf und eintöniger Stimme vorlas. Aber er war ein ganz ausgezeichneter Exeget, was seine Kommentare zum Galater- und Epheserbrief sicher bis heute beweisen. Da er – wie man weiß – später konvertierte, besuchten auch schon viele katholische Theologen seine Vorlesung, was damals durchaus nicht selbstverständlich war, denn von Ökumene hatten wir bis dato wenig gehört oder gesehen – im Gegenteil! Natürlich wussten wir nicht, dass diese Kommilitonen in der Vorlesung der

»anderen« Fakultät angehörten. Erst als am Aschermittwoch diese mit einem Aschenkreuz unter uns saßen, »unterschieden sich die Böcke von den Schafen«, wie einer unserer Theologen treffend kommentierte.

In den Seminaren von Professor Schlier konnte man sehr viel lernen, bei ihm gab es kein »um die Sache Herum-Reden«. Wer sich damit »wichtig tun wollte«, wurde von ihm sofort mit der präzisen Frage: »Wo steht das im Text?« abgeblockt. Einmal aber kam er selbst aus dem Konzept. Während einer Seminarsitzung wurde heftig an die Tür geklopft und herein stürmten drei Stadtsoldaten, denn es war gerade »Karnevalszeit.« Der Professor wurde ebenso wie wir Studenten aufgefordert, auf der Stelle zum Rathaus mitzukommen. Obwohl der Dozent sich weigerte mit der völlig richtigen Begründung, ein Seminar im Gebäude dürfe nicht gestürmt werden, blieb ihm am Ende doch nichts anderes übrig als mitzugehen und sich loszukaufen. Auch den Seminaristen blieb keine andere Wahl. Wer hier als Urheber »dieses Streiches« – denn ein solcher war es ohne Zweifel – in Frage kam, hat sich nie klären lassen.

Heinrich Schlier (1900-1978)

Nach seiner Konversion war Professor Schlier Referent von Frau Dr. Christine Husch im Kultusministerium von Nordrhein-Westfalen, die hier im Audi-Max (heute Hörsaal X) einmal einen Vortrag hielt. Dort sah ich ihn zum letzten Mal, er saß im Auditorium und hielt das Täschchen und den Hut von Frau Dr. Husch – etwas ungeschickt – auf seinem Schoß fest, was natürlich nicht unbemerkt blieb. Wir fragten uns, ob er in seinem »neuen Amt« wohl glücklich sei? Aber das zu ergründen, steht nicht in unsrer Macht.

Günther Karl Dehn (1882-1970)

Ich wende mich nun unseren »Praktischen Theologen« zu, zunächst Herrn *Professor Dehn*, dessen Büste im theologischen Seminar man noch heute bewundern kann. Er war wegen seiner etwas »bissigen« Art sehr gefürchtet. Wer sein homiletisches oder katechetisches Seminar besuchte, wusste genau, dass von seiner Katechese oder Predigt bei der nachfolgenden Besprechung »nicht viel übrig« blieb, er löste sie »nach Strich und Faden« auf, was sicher sehr lehrreich war. Seine Vorlesungen über Katechetik und Homiletik waren sehr anschaulich und gut besucht, wenn er auch manchmal von einer »Methode« sprach, die er »die Vermieserte« nannte. Es blieb dann den Studierenden selbst überlassen, herauszufinden, was mit »vermiesert« wohl gemeint sein könnte.

Seine Predigten, die er im akademischen Gottesdienst hielt, der die ersten Semester im Hörsaal der ersten Etage des Akademischen Kunstmuseums stattfand, waren immer »reine« Textpredigten über die vorgeschriebenen Predigttexte. Er empfahl auch uns, diese Methode anzuwenden, in erster Linie den Text der Heiligen Schrift herauszustellen, was ihm meisterhaft gelang, d.h. er predigte für jeden verständlich. Allerdings blockte er diejenigen, die den Wunsch äußerten, bei ihm zu promovieren, mit der Frage ab: »Halten Sie sich wirklich für *so* bedeutend?« *Tempora mutantur*, kann man da im Blick auf heutige Verhältnisse vielleicht sagen, aber gewagt haben es auch damals einige!

Professor Schlingensiepen, der zweite praktische Theologe, war, was Predigt oder Katechesenbesprechungen anbelangte, sehr viel moderater als Professor Dehn. Er fand fast

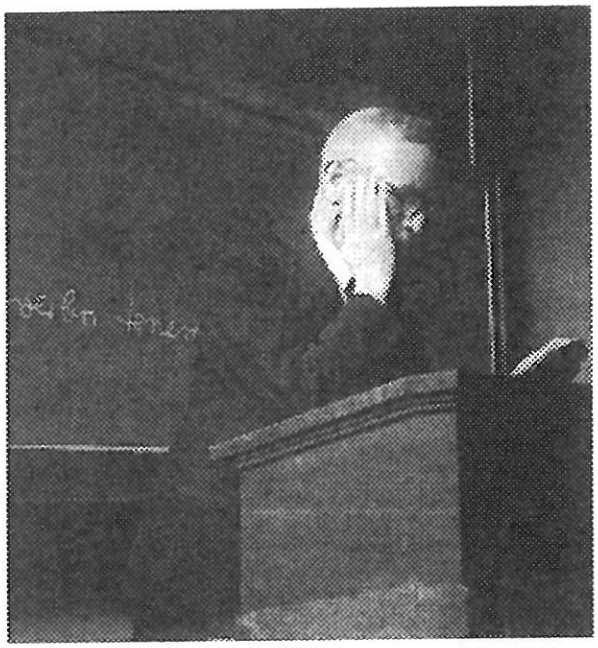
immer ein paar gute Gedanken in den Arbeiten bzw. Bemühungen der Studenten. Übrigens hielten wir unsere Katechesen in einer evangelischen Grundschule in Bonn vor einem 4. Schuljahr, zum Predigen gingen wir in die Krypta der Kreuzkirche, in der zur damaligen Zeit auch Gottesdienste der Bonner Kreuzkirchen-Gemeinde stattfanden. Übrigens trugen wir Studentinnen zu diesem Anlass ein schwarzes Kleid mit weißem Kragen, während die »Herren« im Talar predigen durften/mussten! Was die Predigten und Vorlesungen von Professor Schlingensiepen anbelangte, so galt die »stehende Rede«: »Schlingensiepen, bei dem sie schon im Singen schliefen.« Man sieht, so ganz »tugendhaft« oder besser »kritiklos«, wie man es heute so gern darstellt, waren wir auch nicht gerade.

Ebenso wie alle anderen Professoren lud auch Schlingensiepen uns zum »Offenen Abend« ein, zu dem wir immer sehr gerne kamen. Wir konnten sicher sein, dass wir einen Abend verleben würden, der lange nachwirkte, sei es durch die dort angeschnittenen und offen diskutierten Fragen, sei es durch die

Hermann Schlingensiepen (1896-1980)

Freundlichkeit und Gastfreundschaft, die uns entgegengebracht wurde. Die »äußeren Umstände« sind heute wohl kaum noch nachvollziehbar: Es gab Kakao aus Care-Paket-Beständen, dazu Kekse und andere seltene Leckereien. Wir saßen – aus Mangel an anderen Sitzgelegenheiten – auf Matratzen und mussten aufpassen, keine Kakaoflecke zu machen. Wir sangen und lachten und fühlten uns sehr wohl!

Liebenswert war auch *Professor Hans-Emil Weber*, der damalige Dogmatiker der Fakultät, der schon etwas älter und auch nicht ganz ge-



Hans-Emil Weber (1882-1950)

Ernst Bizer (1904-1975)

sund war. In der Mittagszeit durfte man ihn nicht stören. An seiner Wohnungstür war ein Schild folgenden Inhalts angebracht: »Zwischen 13 und 15 Uhr klingeln, klopfen oder gar stoßen überflüssig!« Aber sonst stand er uns mit Rat und Tat verständnisvoll und gern zur Verfügung. Seine Vorlesungen über Dogmatik und Ethik waren sehr gut, leider verstanden wir meistens nicht allzu viel, da er die Angewohnheit hatte, mit vorgeneigtem Kopf, an den er auch noch seine Hand lehnte, zu dozieren, d.h. er »nuschelte.« Außerdem las er seine Vorlesung von großen Zetteln ab, die ab und zu in Unordnung gerieten, so dass er sie dann erst wieder in die richtige Reihenfolge bringen musste. Darüber lästerten die Studenten natürlich: »Er hat alle Zettel in verschiedenen Schubladen, die er manchmal durcheinander bringt!« Aber er wusste sehr viel und keine Frage blieb unbeantwortet. Leider verstarb er noch während unserer Studienzeit.

Es könnte sein, dass sein Nachfolger *Professor Bizer* für Dogmengeschichte und Dogmatik wurde, über den ich nicht viel zu berichten weiß. Er kam mit einer Anzahl Studenten

aus einem französischen Gefangenenlager, die dort unter ihm ihr Studium begonnen hatten. Da sie sehr zusammenhielten und zu uns wenig Kontakt suchten, nannten wir sie die »Montpellianer.« Professor Bizer war wenigstens zu unserer Zeit wenig »zugänglich«, stets unwirsch, wenn man ihm um Rat zu fragen wagte. Er hatte so seine »Eigenheiten«, die besser unerwähnt bleiben sollten.

Umso netter und für unsere Fragen aufgeschlossener war *Professor Gollwitzer*, der zu dieser Zeit – um es mal »modern« auszudrücken – ein Star an der Universität Bonn war. Da wir damals schon in Examensvorbereitungen steckten, hörten wir höchstens seine Vorträge oder seine sehr guten Predigten, die damals schon im Audi-Max (Hörsaal X) stattfinden konnten (die Schlosskirche wurde erst später eingeweiht), wo der Gottesdienst gehalten wurde. Daran nahmen auch sehr häufig der erste Bundespräsident der Bundesrepublik, Professor Heuss, und seine Gattin teil, die sich unauffällig unter die Gottesdienstbesucher mischten.

Helmut Gollwitzer (1908-1993)

So weit reichen in etwa meine Erinnerungen an unsere Professoren. Ich möchte aber den damaligen *Privatdozenten Dr. Hans-Joachim Krauss*, der an der theologischen Schule Wuppertal lehrte und hier in Bonn eine Vorlesung über Deuterojesaja hielt, nicht unerwähnt lassen. Während Professor Noth die philologisch-exegetische Seite der alttestamentlichen Texte gründlich zu

untersuchen pflegte, so war es bei Dr. Krauss die theologische, was natürlich bei Deuterojesaja sehr hervorgehoben wurde. Hinzu kam: Er war ein junger Dozent, sehr dynamisch, und er konnte so nette Geschichten über sich erzählen, von denen ich wenigstens die »Sache mit dem Fußball« hier erwähnen möchte.

Johnny – wie er auch von uns genannt wurde – hatte in der Schule »leichte« Schwierigkeiten in Latein, dafür ging er gern auf den Fußballplatz. Das veranlasste seinen Lateinlehrer, ihm zu bescheinigen: »Naja, Johnny, alles in den Beinen und nichts im Kopf!« Während des Krieges war er bei der Luftwaffe, stürzte mit seinem Flugzeug ab und trug so schwere Kopfverletzungen davon, dass er nicht mehr »kriegsverwendungsfähig« war. Er konnte in Jena sein vor dem Krieg begonnenes Theologiestudium fortsetzen und fand dort in Professor Eisfeld einen Förderer. Er promovierte, wurde Privatdozent und so weiter. Eines Tages traf er in seiner Heimatstadt seinen ehemaligen Lateinlehrer wieder, der ihn nach seinem Ergehen fragte, worauf er antwortete: »Ja, jetzt alles im Kopf und nichts mehr in den Beinen!«

Meinen Bericht möchte ich schließen mit einer »Dankadresse« an all unsere ehemaligen Professoren, die sich so sehr um uns bemüht haben – mit Erfolg!

Klaus Bielfeldt

Wirtschaft und Ethik

Wünsche zur Wirksamkeit des Vereins
der Freunde der Evangelisch-Theologischen Fakultät

Anlässlich der Mitgliederversammlung des Vereins am 21.04.04 in Bonn habe ich meine Wünsche in Bezug auf die Wirksamkeit des Vereins in etwa wie folgt vorgetragen:

Im vergangenen halben Jahrhundert hat die Wirtschaft unsere Gesellschaft in nie da gewesener Weise beeinflusst und bestimmt. Die Wirtschaft hat für Arbeitsplätze, persönliches Einkommen und das Steueraufkommen des Staates in einer Weise gesorgt, die es dem Staat ermöglichte, ein Sozialsystem aufzubauen, das dem Einzelnen die Sorge um das Alter und Krankheit abnahm. Doch nach dem beeindruckenden Wiederaufbau des Landes verwässerte die soziale Marktwirtschaft zum Sozialstaat. Der Lebensstandard stieg auf eine nie erreichte Höhe. Zugleich aber wurde dem Einzelnen jede Vorsorgeverantwortung abgenommen. Der Staat und die Sozialkassen zahlten alles, aber aus Mitteln, die sie vorher den Bürgern entzogen hatten. Auf die Verwendung von etwa ¾ des Ertrages seiner Arbeit hat der Lohn- und Gehaltsempfänger keinen direkten Einfluss. Schätzungsweise 5% der Gesellschaft sind sehr reich, 5% sind sehr arm. Die Masse der Bevölkerung kann als wohlhabend bezeichnet werden. Hierzu hat unter anderem auch beigetragen, dass arme Länder uns preisgünstig mit Waren versorgen.

Wir sind auf unseren Lorbeeren eingeschlafen. Die Globalisierung gibt den armen Ländern zunehmend die Möglichkeit, der Armutsfalle zu entkommen, indem sie Waren und Dienstleistungen günstiger erzeugen als wir. Die Finanzierung

unseres hypertrophen Sozialstaates insbesondere nach der Wiedervereinigung erweist sich als unmöglich. Die Arbeitsplätze wandern aus. Zurück bleiben Arbeitslose, Alte und Kranke. Die neuen Bundesländer zeigen dies besonders deutlich. Wir müssen also umdenken, um besser zu handeln als bisher. Dieses ist nicht eine Frage der Wirtschaftspolitik, sondern des Bewusstseins des Einzelnen in Bezug auf Selbstverantwortung, sparsamen Umgang mit Ressourcen jeder Art und Einschränkung des Staates auf das unabdingbar Notwendige.

Die Bibel kann uns hierzu direkt keine Anleitung geben. Die Gesellschaft des Alten Testamentes und auch die des Neuen Testamentes unterscheidet sich so radikal von der unsrigen, dass unsere Fragestellungen ins Leere laufen. Die Bibel kennt nur Reichtum und Armut, wie es seit Jahrtausenden und bis vor kurzem auch bei uns der Fall war. Erst im 17. Jahrhundert wurde es in den protestantischen Niederlanden möglich, von allgemeinem Wohlstand zu sprechen. Reichtum wurde produktiv und zum Nutzen der Allgemeinheit verwendet.

Die Natur des Menschen aber hat sich seit der Entstehung der Bibel nicht geändert. Wirtschaftliches Handeln erfordert ein hohes Maß an ethischem Verantwortungsbewusstsein. Daher erscheint es mir eine dringliche Aufgabe der Theologie, das Handeln des Menschen in der Wirtschaft und im Wohlstand zu analysieren und Antworten zu suchen auf Fragen wie:

- Ist Reichtum gut? Wofür ist Reichtum gut? Welche Pflichten hat der Reiche?
- Wie begegne ich der Armut? Was muss ich selbst tun, um mich ihr zu entwinden?
- Wozu verpflichtet Wohlstand? Luther sagt: Wer geben will, muss haben.
- Welche Wege zum Haben sollten eingeschlagen werden?
- Ist Gewinn böse? Wann ist Gewinn gut?
- Wie ist der Gewinn eines Unternehmens zu verteilen zwischen Erhaltung der Arbeitsplätze / Prämien an die Belegschaft / Dividende an Aktionäre?
- Ist es sozial, Arbeitsplätze in Entwicklungsländern auf Kosten

der heimischen zu schaffen?
- Ist Zins böse? Warum? Wozu ist er gut?
- Der Mensch ist gefallen (böse), besagt das christliche Menschenbild. Wie muss sich das in der Sozialgesetzgebung auswirken? (Missbrauchshinderung!)

Diese Aufzählung erscheint vordergründig. Sie könnte noch erheblich erweitert werden. Doch jede Frage hat ihre ethische Dimension.

Bonn hat in Prof. Dr. Martin Honecker einen ausgewiesenen Sozialethiker, der in seinem »Grundriß der Sozialethik« viele Fragestellungen dargestellt hat. Er ist Emeritus. Dieser Lehrstuhl sollte ausgebaut werden zu einem für Wirtschaft- und Sozialethik, denn das Schwergewicht liegt, aus der Vergangenheit begründet, zu sehr auf der Sozialethik. Hier sollten klare, theologisch begründete Ansichten (*statements*) erarbeitet werden. Die Stellungnahmen der Kirchen erscheinen mir zu gremienverwässert, insbesondere, wenn sie zusammen mit der röm.-kath. Kirche erarbeitet werden.

Die Pfarrer haben oft keine Ahnung von Wirtschaft und ihren Gesetzen, obwohl auch sie von ihrem Wohlergehen leben. Auch deshalb erscheint mir ein Lehrstuhl, der diese Frage behandelt, von vordringlicher Notwendigkeit. Die jungen Pfarrer müssen wissen, dass wirtschaftliches Handeln zu Gewinn führen muss und in hohem Umfang von ethischen Gesichtspunkten bestimmt ist, wenn es Erfolg haben soll. Im WS 2003/2004 wurde keine einzige Vorlesung über diese Fragen gehalten, bis auf eine in der katholischen Fakultät. Dabei besteht gerade auch auf diesem Sektor ein grundsätzlicher Unterschied zwischen ev. und röm.-kath. Ethik. Wir haben in der evangelischen Theologie viele führende Geister auf diesem Gebiet gehabt. Es gilt ihr Denken zu beleben und unter den heutigen Lebensbedingungen weiterzuführen. Mir scheint, Rom hat diese Aufgabe klarer erkannt als wir.

Wolfgang W. Osterhage

Theologie und Wirtschaft: mögliche Interaktionen

Das Verhältnis zwischen Theologie und Wirtschaft ist heutzutage wichtiger, aber auch schwieriger denn je geworden. Aus öffentlichen Äußerungen von Theologen gegenüber der Wirtschaft ist manchmal eine gewisse Befremdlichkeit oder Skepsis zu spüren. Zu alledem scheint der Vollzug wirtschaftlichen Geschehens ebenfalls ohne bewusst gesuchte Inanspruchnahme der Theologie auszukommen. Es gibt natürlich auch eine Fülle von praktischen Gegenbeispielen, die ich mir an dieser Stelle aber zunächst ersparen möchte.

Neben historischen Verzahnungen sind es einige grundsätzliche Argumente, die für ein gemeinsames, eigentlich unauflösliches Miteinandergehen dieser beiden Interessensphären sprechen:

Arbeit: Wie jedes Lebewesen muss der Mensch sich anstrengen – arbeiten –, um Nahrung und Obdach für sich und die ihm Anvertrauten zu gewährleisten. Ja, die erste Verheißung außerhalb des Paradieses an ihn war der Hinweis, dass er sein Brot im Schweiße seines Angesichtes zu erwirtschaften habe. Insofern ist Arbeit – und damit Wirtschaft im weitesten Sinne – Teil des konkreten Lebensvollzugs; Grund genug für die Theologie, sich angesprochen zu fühlen.

Die Bibel: Sie setzt freies Wirtschaften voraus, ohne es grundsätzlich zu bekämpfen – im Alten Testament häufig sogar mit Gottes Segen verbunden, im Neuen Testament als ein Fundus für viele Gleichnisse Jesu. Kritik wird nur im Zusammenhang mit Missbrauch, d. h. im Zuge der Missachtung der durch Gott gestifteten Gemeinschaftsgerechtigkeit, geübt.

Im Zuge der Sozialgeschichte kann man außerdem verweisen auf eine reichhaltige christliche Literatur, angefangen von der »ora-et-labora-Regel« über Max Weber bis hin zu den modernen Sozialworten der Kirchen. Neben den bekannten Werken zur Sozialethik möchte ich an dieser Stelle jedoch einen allerdings eher praktischen Aspekt ins Spiel bringen, auf den der rheinische Präses Nikolaus Schneider anlässlich des letzten Akademikertreffens der Evangelischen Theologischen Fakultät der Heinrich-Heine-Universität in Düsseldorf so hinwies:

»Es ist sicherlich interessant, wie und ob die Instrumente der Globalisierung zu Gunsten welcher Länder oder Schichten eingesetzt werden – worauf es aber wirklich ankommt, ist wie immer und überall die Auswirkung auf den Einzelnen – im Guten wie im Schlechten.« Hier werden konkrete Wirtschaftsergebnisse zur Anfrage an Praktische Theologie und Seelsorge.

Innerhalb des Mikrokosmos von Unternehmen existieren andererseits ebenfalls Anfragen an Konkretionen, die auf ihre Weise ein Bedürfnis nach theologischer Begleitung artikulieren: Viele Unternehmen geben sich ethische Kodizes (»entwickelt« von oftmals sehr teuer bezahlten Spezialisten). Die Konzepte des »job rotation« und des »job enrichment« basieren weitestgehend auf einem Menschenbild, das dem biblischen sehr nahe kommt. Selbstfindungsseminare für Führungskräfte kommen häufig gefährlich nahe an Praktiken und Rituale von Sekten heran bis hin zu liturgischen Anleihen. Und christliche Elemente finden indirekt über die Sozial- und Humanwissenschaften ihren Weg auch in Nutzenabwägungen von Wirtschaftsunternehmen hinein.

Wo können sich diese beiden Welten – hier die Fachleute der Transzendenz, dort die härteste Ausprägung diesseitigen Daseinsbezugs – treffen und gemeinsam Frucht bringen?

Vor dem Versuch einer Antwort noch ein erfolgreiches Beispiel aus der Praxis: Mittlerweile recht beliebt sind Einkehrtage in Klöstern und Häusern der Stille, wo sich Führungskräfte oder Menschen aus dem mittleren Management mit

Seelsorgern treffen und unter Anleitung ein strukturiertes Programm unter Zuhilfenahme meditativer Techniken abarbeiten. Den Teilnehmenden sollen meistens kurzfristige Erleichterung und Wiederentdecken längst vergangener Selbstverständlichkeiten, wie äußere Ruhe und innerer Friede, vermittelt werden. Es bleiben jedoch Zweifel an der Nachhaltigkeit solcher meistens einmaligen Begegnungen.

Wenn beide Seiten etwas mitnehmen wollen, was auch längerfristig zur Anwendung gelangen kann, kann ich drei Interaktionspotenziale erkennen, die man vielleicht weiter verfolgen sollte:

- *Wirtschaftsverständnis bei Theologen.* Hierbei geht es nicht um einen Crashkurs über Marktmechanismen und Angebot- und Nachfrage-Theorien. Interessant ist eher ein vertieftes Verständnis, wie tagtägliche unternehmerische Entscheidungsfindung funktioniert. *Beispiele:* Welche Restriktionen gibt es gerade oder grundsätzlich, welche Motivationen spielen augenblicklich eine Rolle? Was ist überhaupt wichtig im aktuellen Wirtschaftsprozess? Wo enden die Möglichkeiten freier Entscheidung und wo dominieren existentielle Grundfragen des Unternehmers?
- *Gegenseitiges Profitieren von unterschiedlichen Organisations- und Führungsinstrumenten.* Hier sehe ich eine Fülle von Ansätzen. Während kirchliche Organisationswirklichkeit einerseits durch die Grundsätze christlicher Nächstenliebe geprägt sein sollen und andererseits von den Abläufen einer verbeamteten Verwaltung dominiert werden, existiert in Wirtschaftunternehmen strukturell immer noch weit verbreitet ein Erbe aus einer Mischung von Ständebewusstsein (Kleinbetriebe) und – historisch gesehen – militärischer Hierarchie in Struktur (Einheiten, Spezialisierungen, tayloristische Arbeitsweisen) und Weisungsgepflogenheiten – in neuerer Zeit aufgeweicht durch bestimmte Erkenntnisse aus den Humanwissenschaften, die Eingang gefunden haben. Beide Arten des Umgangs mit Menschen und Systemen sind – auch bezogen auf

ihre jeweiligen Zielsetzungen – nur bedingt effizient. Sie können also auf jeden Fall voneinander lernen.

- *Seelsorge.* Man hat oftmals den Eindruck, als bezögen Gemeindepfarrer ihr Wissen über die tatsächlichen Nöte und Bedürfnisse der ihnen anvertrauten Gemeindeglieder aus Gesprächen mit Kirchentreuen, Mitgliedern von Gemeindekreisen und Mitarbeitenden. Das mag für die betroffene Umgebung ausreichen. Für Verkündigung und Seelsorge über diesen Kreis hinaus ist ein Wissen um die Dinge des sonstigen Alltags, von denen viele Menschen außerhalb des kirchlichen Umfelds bewegt werden, unerlässlich – wozu beispielhaft gehören: Priorisierung von Interessen, Freizeitinvestment, Lebensgestaltung und Gestaltung zwischenmenschlicher Beziehungen, materielle Begehrlichkeiten, Gewichtung von gesellschaftlichen Ereignissen, tägliche Gewohnheiten usw. Medienberichte sind nur eine Quelle, um an diese Informationen zu kommen – weit fruchtbarer ist dagegen eine Umgebung, in der Lebenäußerungen dieser Art an der Tagesordnung sind: der Arbeitsplatz.

Die Interaktionen 1-3 sind sicherlich auf seminaristischem Wege vermittelbar, aber dann wenig praxisnah. Deshalb empfiehlt sich die Einrichtung eines Wirtschaftspraktikums für Theologiestudenten – Dauer: zwischen 6 Wochen und 6 Monaten –, in dem solche Sachverhalte erfahren werden können. Auf einer Regionaltagung des Arbeitskreises Evangelischer Unternehmer (AEU) in Köln wurde kürzlich eine solche theoretische Möglichkeit angesprochen.

Die Bereitschaft von Unternehmermitgliedern schien da zu sein, sich dafür zu öffnen und temporäre Arbeitsplätze bereitzustellen. Außerdem hat der Kirchliche Dienst in der Arbeitswelt (KDA) der Ev. Kirche im Rheinland ein Beziehungsgeflecht zwischen Kirche und Unternehmen geknüpft, welches zusätzliche Potenziale für die Einrichtung von Betriebspraktika bietet. Bleibt die Frage nach dem Interesse auf der Theologenseite. Einerseits

müsste ein solches Praktikum seine Berechtigung auch im Studiengang finden, andererseits müssten Interesse und Bereitschaft bei den Studierenden dazu geweckt werden.

Ich kann mir darüber hinaus vorstellen, dass solche Praktika nicht nur für Studierende von Interesse sind, sondern in regelmäßigen Abständen – ca. alle 10 Jahre – auch für gestandene Gemeindepfarrer und Gemeindepfarrerinnen, um ihre Sicht der harten Welt der Wirtschaft und von den Menschen, die dort den größten Teil ihres wachen Lebens zubringen, wieder aufzufrischen und selbst auf dem Laufenden zu bleiben.

Michael Meyer-Blanck

"... religiös unmusikalisch"? Zum Nutzen theologischer Bildung in Wissenschaft und Beruf

Semestereröffnungsvortrag, 11. Oktober 2004

Seitdem sich Jürgen Habermas in seiner Dankesrede zur Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels zu den »religiös Unmusikalischen« gerechnet hatte, ist diese Wendung immer wieder zitiert worden. Sie löst etwas aus und bringt ein Empfinden zum Ausdruck, das offensichtlich viele Zeitgenossen teilen. Das ist Grund genug, zu Beginn des Semesters von dieser Wendung ausgehend die gegenwärtigen Herausforderungen wissenschaftlicher Theologie zu bedenken.

1. *Wiederkehr der Religion im Modus distanzierten Sprechens*

Die Selbstprädikation »religiös unmusikalisch« ist nichts Neues. Sie geht auf Max Weber (1864-1920) zurück. Man kann den Ausdruck als die Art und Weise distanzierten Sprechens über die Religion auffassen, die nach dem Ende ihrer unhinterfragten Geltung notwendig wird. Der Historiker Thomas Nipperdey hat 1988 geschildert, wie man in Deutschland – im Gegensatz zu Frankreich – um 1900 nicht atheistisch wurde (das war in Deutschland nicht »fein«), sondern wie man sich lieber als Agnostiker bezeichnete (Nipperdey, 153) und wie sich die Religion, vor allem im Protestantismus, zur Kunstreligion und zum »Moralprotestantismus« entwickelte (Nipperdey, 77). Kurz auf den Punkt gebracht: Man lebte zunehmend nicht aus der Substanz, sondern aus der Funktion der Religion. Nicht der Kultus, sondern die Ethik war der entscheidende Bezugspunkt.

Wer sich selbst als »religiös unmusikalisch« bezeichnet, markiert

damit einen derart funktionalen Standort: Er redet nicht aus der Erfahrung der eigenen Praxis, sondern aus der Reflexion der Praxis anderer, von denen er sich durch eben den Vollzug dieses Redens absetzt: Ich gehöre nicht zu denen, die das praktizieren, worüber ich jetzt spreche. Dennoch halte ich es für sachlich erforderlich, dies zum Thema zu machen, etwa im Sinne von: Musik und Religion umgeben uns und gehen jeden an, auch den nicht Praktizierenden.

Das alles ist einsichtig und entspricht der Zeit um 1900, als die großen Klassiker der Religionssoziologie wie Max Weber selbst und Émile Durkheim (1858-1917) einen dritten Weg des Redens über Religion jenseits von materialistischer Religionskritik und kirchlicher Lehre entwickelten: Über Religion kann man auch außerhalb der Frage nach ihrer Wahrheit sprechen, indem man ihre gesellschaftlichen Auswirkungen zum Thema macht. Das distanzierte Sprechen über Religion wurde damit sowohl zur Fortsetzung der Religionskritik als auch zu ihrer produktiven Überwindung und entsprach der philosophischen Diskussion der Zeit, in der die Erkenntnistheorie vom Substanzgedanken auf den Funktionsgedanken umgestellt wurde (so bei Ernst Cassirer).

Doch warum greift Habermas nun aktuell, kurz nach dem 11. September 2001, auf die Webersche Formel zurück und warum wird diese danach so viel zitiert? Ich denke, das liegt an ihrer eigentümlichen Semantik. »Religiös unmusikalisch« heißt eben nicht einfach »unreligiös«, sondern eher: Überzeugt von der Notwendigkeit von Religion, aber nicht in der Lage zum eigenen Mitvollzug. Dass mit einer solchen Aussage aber auch etwas zutiefst Religiöses selbst getroffen ist, liegt auf der Hand. Denn Religiosität wird in Analogie zur Musikalität als etwas beschrieben, wofür man sich nur bedingt entscheiden kann. Religion wird als eine Begabung aufgefasst. Wer das so formuliert, gibt der Einsicht Ausdruck, dass Religion mehr passives Widerfahrnis denn Ergebnis des Willens ist. Religion entzieht sich der Verfügbarkeit (und eine Disziplin »Religionspädagogik« ist darum in letzter Konsequenz ein Selbstwiderspruch – es

sei denn, diese weiß um die unaufhebbare Dialektik von Glaube und Lernen und macht diese selbst zum Thema). »Religiös unmusikalisch« ist von daher zunächst eine säkulare Übersetzung der theologischen Einsicht, dass der Glaube entsteht, »wo und wann es Gott gefällt« (»ubi et quando visum est Deo«, so ca V).

Die Rede von der religiösen Unmusikalität hat neben dieser religionshermeneutischen auch eine gesellschaftliche Seite. Gerade die funktional reflektierende Gesellschaft braucht einen Ausdruck für die Grenzen der Funktionalität. Die Religion ist auch nach Habermas in der Spätmoderne insofern erforderlich, als sie den wissenschaftlichen Diskurs vor der Selbstüberschätzung bewahrt: »Der szientistische Glaube an eine Wissenschaft, die eines Tages das personale Selbstverständnis durch eine objektivierende Selbstbeschreibung nicht nur ergänzt, sondern ablöst, ist nicht Wissenschaft, sondern schlechte Philosophie.« (J. Habermas, Dankrede 2001, 4)

Man kann demnach sagen: Stand bei Weber die Formel »religiös unmusikalisch« für die Neuentdekkung des funktionalen Redens über Religion, so steht sie bei Habermas für die Wiederkehr der Religion im Modus distanzierten Sprechens. Hinzu kommt damit in der Spätmoderne die komplementäre Einsicht: Funktion braucht auch Substanz. Entsprechend fordert Habermas von der Zivilgesellschaft, diese müsse sich ein »Gespür für die Artikulationskraft religiöser Sprachen« bewahren (4). Er schreibt sogar den Christen ins Stammbuch, diese machten, »wenn sie für die befruchtete Eizelle außerhalb des Mutterleibes den Status eines Trägers von Grundrechten reklamieren, den (vielleicht vorschnellen) Versuch, die Gottesebenbildlichkeit des Menschengeschöpfs in die säkulare Sprache des Grundgesetzes zu übersetzen.« (4)

Man könnte sagen: Der sich unmusikalisch Nennende verlangt an dieser Stelle Musik statt Musiktheorie, weil er die letztere selbst abzudecken gedenkt und dabei keine Hilfestellung benötigt. Hilfe benötigt aber das diskursive Wissen von den Einsichten, die mit der religiösen Sprache gegeben sind und nicht einfach von der Ausdrucksgestalt

abgelöst werden können. Noch einmal Habermas: Schon als »sich Sünde in Schuld verwandelte, ging etwas verloren.« (5)

Im Januar 2004 hat Habermas diesem Gedanken noch eine etwas andere Wendung gegeben. In einem Gespräch mit Josef Kardinal Ratzinger in der Katholischen Akademie in München hat er betont, nicht nur die Religion, sondern auch das säkulare Bewusstsein habe eine kritische und funktionale Betrachtung nötig. Auch das säkulare Denken müsse sich der Kritik unterziehen. Denn auch dieses komme »nicht kostenlos in den Genuss der negativen Religionsfreiheit.« Auch von ihm werde künftig »die Einübung in einen selbstreflexiven Umgang mit den Grenzen der Aufklärung erwartet«. Die pluralistische Gesellschaft bedeute für »den religiös unmusikalischen Bürger«, dass sich auch dieser mit dem Verhältnis von Glauben und Wissen zu beschäftigen habe.« Das heißt, dass die Traditionen der Aufklärung ebenso wie die religiösen Lehren zur Reflexion auf ihre jeweiligen Grenzen genötigt sind. Ja, Habermas formuliert sogar: »Deshalb kann im Gemeindeleben der Religionsgemeinschaften, sofern sie nur Dogmatismus und Gewissenszwang vermeiden, etwas intakt bleiben, was andernorts verloren gegangen ist und mit dem professionellen Wissen von Experten allein auch nicht wiederhergestellt werden kann – ich meine hinreichend differenzierte Ausdrucksmöglichkeiten und Sensibilitäten für verfehltes Leben, für gesellschaftliche Pathologien, für das Misslingen individueller Lebensentwürfe und die Deformation entstellter Lebenszusammenhänge.«

Doch bevor ich die Soziologie oder den Gesellschaftstheoretiker[1] selbst theologisch vereinnahme, wende ich mich unserer eigenen Aufgabe als Theologie zu.

1. Der Beitrag von Habermas endet so: »Säkularisierte Bürger dürfen, soweit sie in ihrer Rolle als Staatsbürger auftreten, weder religiösen Weltbildern grundsätzlich ein Wahrheitspotential absprechen, noch den gläubigen Mitbürgern das Recht bestreiten, in religiöser Sprache Beiträge zu öffentlichen Diskussionen zu machen. Eine liberale politische Kultur kann sogar von den säkularisierten Bürgern erwarten, dass sie sich an Anstrengungen beteiligen, relevante Beiträge aus der religiösen in eine öffentlich zugängliche Sprache zu übersetzen.«

2. Theologie als Wissenschaft

Was kann die Theologie den geschilderten Reflexionen zwischen Gesellschaft und Religion in der Öffentlichkeit entnehmen? Innertheologisch ist die Unterscheidung von funktionaler und substantialer Religionsbetrachtung von fundamentaler Bedeutung. Ohne diese Denkfigur kann man in der Moderne nicht mehr theologische Wissenschaft betreiben. Dies gilt zunächst für die immer auch empirisch vorgehende Praktische Theologie, aber auch für die anderen Disziplinen: Die kontrollierte Unterscheidung zwischen beiden Sichtweisen ist die Voraussetzung der Arbeit auch der historischen und systematischen Theologie. Darüber hinaus wird man auch die Möglichkeit einer künftigen wissenschaftlichen islamischen Theologie daran bemessen müssen, ob ihr die Zweisprachigkeit von konfessorisch gebundener Rede und Religionstheorie gelingt.

Die Theologie hat ihren besonderen Charakter gerade dadurch, dass sie sich der eigenen Bruchlinie bewusst bleibt, diese als Stärke versteht und behält und nicht zu verstecken sucht. Eine theologische Fakultät ist weder eine fromme Schule noch eine plurale kulturwissenschaftliche Akademie. Ihr geht es um das Ganze der Wirklichkeit, weil sie eine bestimmte Religion ins Zentrum ihrer kritischen Arbeit stellt. Darum kann sie niemals als solche Kulturwissenschaft werden. Dennoch muss sie es aushalten, von anderen so eingeordnet zu werden. Denn die Frage nach dem Ganzen der Wirklichkeit kann ja eben nur aus dem Zentrum der Religion selbst gestellt werden und nicht aus der Perspektive der – aus sachlichen Gründen notwendiger Weise – komparativen Kulturbetrachtung.

Das Problematische des neuen Leitbegriffes »Kulturwissenschaft« liegt darin, dass dieser auf alle Nicht-Naturwissenschaften angewandt wird und wissenschaftspolitisch zum Einziehen von Unterscheidungen tendiert. Die vielfach betriebene Aufhebung einer selbstständigen Theologie als Theologie zugunsten der Eingliederung in kulturwissenschaftliche Fachbereiche darf in dieser Situation auch nicht durch die Selbstdefinition der Theologie als Kulturwissenschaft ideologisch unterfüttert werden.

Nur als Theologie wird die Theologie ein ernst zu nehmender Gesprächspartner innerhalb der Universität sein. Gerade im Gegenüber zur Kulturwissenschaft braucht die Theologie die Konfessionalität einer nicht nur betrachtenden, sondern positionell erkennbaren Vorgehensweise. Das hat nichts mit »Privilegien« zu tun, sondern mit dem Gegenstand der Religion selbst. Nur als Theologien bilden die Wissenschaften von den Religionen reale Differenzen in der Kultur ab.

So fordern sie auch dazu heraus, die realen Interaktionen zwischen den Angehörigen verschiedener Religionen in den Blick zu bekommen. Die komparative Betrachtung kann Religion nur von außen und nicht von innen betrachten. Darin liegt ihre Begrenzung. Die positionelle Betrachtung ist tendenziell enger – das ist ihre Gefahr; aber sie sieht eben auch genauer hin. Ihre Beobachtungsperspektive ist eine andere.

Prägnant hat diese beiden Seiten Niklas Luhmann beschrieben. Über Religion redet man, wenn man beobachtet, wie Religionen die Welt beobachten. Als Religion aber redet man erst dann, wenn man die Welt selbst beobachtet. Das Besondere der Religion als Religion ist erst dann erreicht, wenn »die Unbeobachtbarkeit der Welt und des Beobachters beobachtet« wird. Erst dann beginnt man, Religion zu beobachten (Luhmann 2000, 29). Das funktioniert nur, wenn Gott als Formel für das nicht Beobachtbare eingeführt wird (Luhmann 2000, 157-168). Nur so bleibt auch das Religionssystem von anderen Systemen unterscheidbar, indem es eine Identität zugleich jeweils neu formuliert und kritisch deren Grenzen unterscheidet (Luhmann 2000, 321).

Eine gute Theologie lebt aus dem Spannungsfeld und aus dem Zugleich von Religionstheorie und Religion selbst und aus der sich daraus ergebenden Nötigung zu riskanten Übergängen. Sie ist die Theorie einer Praxis, die aber im Vollzug der Theorie zurückgestellt wird. Anderenfalls verkäme die Theologie zum unreflektierten frommen Reden, zum selbstgenügsamen Gelegenheitsständchen. Umgekehrt – als reine Theorie – verkäme sie zum Reden über eine Musik, die keiner mehr spielt.

Ein Letztes – zum Verhältnis von Theologie und Kirche: Die deutsche Organisation der Universitätstheologie als »gemeinsame Angelegenheit« von Staat und Kirche, als »res mixta« (wie der Religionsunterricht), ist abhängig von der Stärke der Kirche und gleichzeitig von den spürbaren Unterschieden zwischen Theologie und Kirche. Ohne eine kirchliche Stärke in der Gesellschaft ist Theologie nicht mehr zu begründen. Ohne den von einer großen Bevölkerungsgruppe unterstützten Geltungsanspruch einer bestimmten Religion ist die wissenschaftliche Reflexion einer dann zur Minderheitenmeinung gewordenen Sicht keine öffentliche Aufgabe mehr. Davon allerdings sind wir weit entfernt, da zwei Drittel der in Deutschland lebenden Bevölkerung Mitglied einer christlichen Kirche sind. Doch auch ohne Unterschiede zwischen Kirche und Theologie wäre die letztere an der staatlichen Universität nicht erforderlich. Theologie als innerkirchliche Angelegenheit würde die Nähe zu den Gemeinden mit der Entfernung von wissenschaftlichen Religionsbetrachtungen bezahlen.

3. Theologische Bildung und Beruf

Das Theologiestudium ist nicht nur Ausbildung, sondern auch Bildung. Es hat seinen Sinn über die Berufsvorbereitung hinaus. Man wird nun sagen können: Ähnlich wie beim konfessionellen Religionsunterricht liegt das Bildende gerade in dem beschriebenen Spannungsfeld. Denn gerade die zurückgestellte, aber dennoch gegebene Bekenntnisgebundenheit stellt eine besondere Herausforderung dar. Die akademische Lehre in der Theologie kollabiert, wenn das Bekennen an die Stelle der Reflexion tritt. Aber sie kollabiert auch, wenn kein Bekenntnis im Hintergrund zu erkennen ist. Die akademische Lehre in der Theologie ist dann bei sich selbst, wenn sie die Lehrenden und die Lernenden in die Spannung hineinstellt und damit eine mehrdimensionale Welt- und Selbstbetrachtung erschließt. Für diejenigen, die Theologie studieren, handelt sich um den wahrscheinlich wichtigsten Aspekt formaler theologischer Bildung neben den Beständen der Tradition. Ja, man wird sagen können: Die eigentlichen Inhalte der Theologie gibt es immer nur in dieser doppel-

ten Sichtweise, in der sie sich neu konstituieren. Sonst wird die Theologie zur bloßen Empirie, zur Wiederholung von Formulierungen aus der Tradition oder zur erbaulichen Rede.

Wirkliche theologische Bildung hingegen befähigt zu der geschilderten spezifischen Zweisprachigkeit. Theologie ist weder bloße Religionsbetrachtung noch ist sie der Vollzug von Religion. (Der Universitätsgottesdienst ist von daher auch nicht selbst Theologie. Er steht außerhalb der theologischen Lehre und ist gerade so auf sie bezogen: Er hat die Funktion, die Theologie an ihren Gegenstand zu erinnern und die Universität an die Grenzen der Vergegenständlichung.)

Die wissenschaftliche Theologie steht in bleibender Spannung sowohl zum Wissenschaftssystem Universität wie zum Religionssystem Kirche. Sie ist eine Grenzgängerwissenschaft. Sie bildet damit auch für den Umgang mit Bruchlinien und mit Übergängen zwischen sachlichen und beziehungsbedingten Realitäten. Das dürfte der Grund dafür sein, dass Theologen gut als Personaltrainer und als Unternehmensberater vermittelbar sind. Sie gewinnen eine spezifische, aber dennoch auf viele Situationen übertragbare Einsicht in das Beziehungsgeflecht von Sache und Person, von persönlichen Stärken und Schwächen, die sich in Organisationen positiv oder negativ auswirken können. Die Rekonstruktion des Parteienstreits in Korinth aus den andeutenden Formulierungen in 1 Korinther 1-4 und die Frage, welche Rolle Luthers psychische Prägung für den Durchbruch der Reformation spielt, wie dies der Psychoanalytiker Erik H. Erikson gestellt hat, oder die Frage nach der Problematik und Berechtigung von Wahrheitsansprüchen: Dies alles macht nicht nur kundig für den Lehr- und Pfarrberuf, sondern auch für personen- und inhaltsbezogenes sowie strukturelles Denken. Die meisten Probleme in Organisationen, seien es Gemeinden, Schulen oder Betriebe, sind weder Sach- noch Personenprobleme als solche, sondern – bisweilen explosive – Mischungen von beidem. Wer meint, Probleme einfach sachlich lösen zu können oder durch das

Austauschen von Personen, der irrt. Das Ineinandergreifen von Sachen und Personen in einer funktionalen Passung ist ein Wunder an labilem Gleichgewicht. Neben wirtschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen ist das das entscheidende Problem in Dienstleistungsgesellschaften. Leiten heißt nicht anordnen, sondern Problem- und Personenkonstellationen exegesieren, sich nach reiflicher Abwägung für eine Lesart entscheiden und diese verantworten und im Ausnahmefall auch revidieren.

Im Theologiestudium lernt man nicht das Glauben, aber man lernt doch aus dem Glauben, aus probeweiser Identifikation und aus dem Gewinnen eigenständiger theologischer Formulierungen. Wer sich damit einige Zeit beschäftigt hat, wird dadurch sprachfähig gegenüber anderen, dass er die Funktion des Glaubens in seiner doppelten Funktionsweise erkennt. Das gilt selbstverständlich auch für »religiös Unmusikalische« – auch diesen steht das Studium der Theologie offen. Ihnen kann es gelingen, genauer zu formulieren, wie unmusikalisch in Sachen Religion sie wirklich sind, indem sie den Perspektivenwechsel mitvollziehen, der für die Theologie typisch ist. Die Religion als Religion weiß zwar grundsätzlich um ihre Funktion, aber die funktionierende Religion weiß im Moment dieses ihres Funktionierens eben nicht, was sie da weiß. Wenn diese Differenz zwischen der Rede über Religion und der religiösen Rede selbst eingezogen wird, verliert die Religion Substanz und Funktion zugleich.

Bildhaft hat dies Christian Geyer auf den Punkt gebracht: »Die Pointe des religiösen Glaubens ist freilich, dass man in der Froschperspektive glaubt, was man glaubt, auch wenn man in der Vogelperspektive diesen Glauben nur als einen unter vielen weiß. So gesehen ist der Gläubige ein gewachsener Froschvogel.« (zitiert nach Dressler 2000, 5.)

Schluss

Die Theologie überhaupt, aber mindestens an der Universität, muss für religiös Musikalische wie Unmusikalische verständlich sein. Sie kann darum nicht Rede von Gott sein. Aber sie ist doch Theorie des

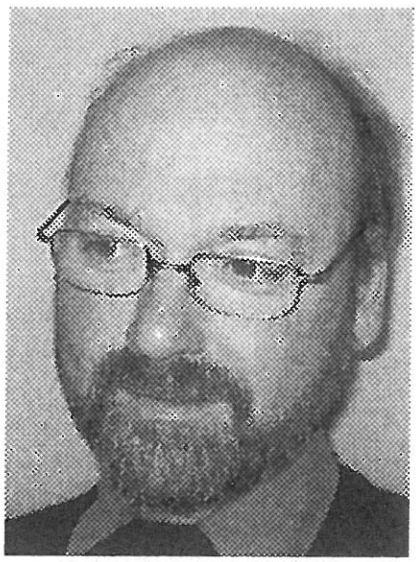
Redens von Gott und nicht nur Theorie der Religionen. Ohne das Thema des Redens von Gott verliert sie ihre Substanz. Interessanterweise hat das gerade Habermas selbst eingefordert. Geradezu in Glaubenssprache hat er am Schluss seiner Rede im Hinblick auf die Genforschung festgestellt: »Gott bleibt nur so lange ein ›Gott freier Menschen‹, wie wir die absolute Differenz zwischen Schöpfer und Geschöpf nicht einebnen.« (Habermas 2001, 6.)

Das ist kein Bekenntnis, als solches wäre der Duktus der Rede völlig falsch verstanden. Es handelt sich vielmehr um ein uneigentliches glaubendes Reden, um den Glaubenden die Unersetzbarkeit des profilierten Redens von Gott vor Augen zu führen. Dem entspricht auch der ursprüngliche Kontext bei Max Weber selbst, der in einem Brief an Ferdinand Tönnies geschrieben hatte: »Ich bin zwar religiös absolut unmusikalisch und habe weder Bedürfnis noch Fähigkeit, irgendwelche seelischen ›Bauwerke‹ religiösen Charakters in mir zu errichten ..., aber ich bin nach genauer Prüfung weder antireligiös noch irreligiös.« (zit. nach Drehsen 1986, 230, Anm. 42.)

Habermas agiert gewissermaßen als Unmusikalischer, der eine solche Haltung beim Musizieren vormacht, wie er meint, dass sie sein müsste, damit Musik Musik bleibt und nicht zuletzt deswegen, damit er noch erkennen kann, dass er unmusikalisch ist. Das wäre nicht das Nonplusultra für die Theologie, aber gerade für die evangelische Theologie als Unterscheidungslehre wäre das auch nicht gering zu achten.

Also halten Sie es ruhig mit dem alten Theologenwitz: »Was studierst Du denn? – Theologie! – Um gottes Willen! – Ja freilich! Warum denn sonst?«

Drehsen, Volker: Protestantische Religion und praktische Rationalität ..., in: *Wolfgang Steck* (Hg.), Otto Baumgarten. Studien zu Leben und Werk, Neumünster 1986, 197-235; *Dressler, Bernhard:* »...oder doch ein anderer Religionsunterricht?«, Vortrag am 15.5.2000 in Lüneburg, abgerufen unter www.rpi-loccum.de im September 2004; *Habermas, Jürgen:* Dankrede bei der Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels, 2001; *ders.:* Stellungnahme in der Katholischen Akademie München im Januar 2004 im Gespräch mit Josef Ratzinger; *Luhmann, Niklas:* Die Religion der Gesellschaft, Frankfurt/M. 2000; *Nipperdey, Thomas:* Religion im Umbruch. Deutschland 1870-1918, München 1988.



Professor Dr. Jörg Haustein

Universitätsprofessor für Kirchengeschichte
*11.12.1957 Ratingen †13.11.2004 Bonn

Nachruf

Es ist aber der Glaube eine feste Zuversicht
auf das, was man hofft
und ein Nichtzweifeln an dem,
was man nicht sieht.
(Hebräer 11,1)

Jörg Haustein studierte evangelische Theologie in Bonn und Kiel. Nach einer mehrjährigen Tätigkeit als Assistent am Institut für Kirchengeschichte und Kirchliche Archäologie in Kiel wurde er 1990 in Kiel zum Doktor der Theologie promoviert und habilitierte sich dort 1995 für das Fach Kirchengeschichte.

Am 1. Oktober 1991 begann er seine Tätigkeit am Konfessionskundlichen Institut des Evangelischen Bundes in Bensheim als Referent für Fundamentaltheologie und Neuere Kirchengeschichte. Dort gehörte zu seinen Aufgaben die Analyse und Aufarbeitung von für den Protestantismus und die Ökumene relevanten Vorgängen im römischen Katholizismus in Form von wissenschaftlichen Publikationen, Vorträgen und Lehrveranstaltungen. 1999 wurde Jörg Haustein zum Direktor dieses der EKD zugeordneten Instituts gewählt. Im Zusammenhang mit seiner Tätigkeit in Bensheim gewann er eine geachtete Stellung als Experte in Catholica-Fragen. Im Jahre 2000 folgte er einem Ruf als Professor für Kirchengeschichte an die Universität Saarbrücken und wurde dann bereits im folgenden Jahr Universitätsprofessor für Kirchengeschichte

mit dem Schwerpunkt Neuere Kirchengeschichte und Reformationsgeschichte sowie Direktor des Ökumenischen Instituts an der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Bonn. Hier begann er mit einer lebendigen Lehrtätigkeit und mit dem Ausbau der ökumenischen Kontakte der Fakultät.

Zu den Schwerpunkten seiner wissenschaftlichen Arbeiten gehörten zunächst die Beschäftigung mit Martin Luther und der Reformationsgeschichte insgesamt. In seinem Buch *Martin Luthers Stellung zum Zauber- und Hexenwesen* verband er die Lutherforschung mit sozial- und kulturgeschichtlichen Problemstellungen. Bereits diese Arbeit führte ihn auf die Notwendigkeit des interdisziplinären Austausches mit anderen Wissenschaftlern. Daneben galt sein Interesse auch dem zweiten großen Theologen der lutherischen Reformation, Philipp Melanchthon, dessen ökumenische Bedeutung er in mehreren Publikationen untersuchte. Sein zweites Arbeitsgebiet war der neuzeitliche Katholizismus seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. In seiner Habilitationsschrift *Liberal-katholische Publizistik im späten Kaiserreich* (2001 im Druck erschienen) brachte er wiederum theologie- und kirchengeschichtliche Fragestellungen mit der allgemeinen Kultur- und Sozialgeschichte ins Gespräch. Zu seinem wissenschaftlichen Wirken gehörte auch die Mitarbeit im Vorstand der Luthergesellschaft und im Vorstand des Evangelischen Bundes; daneben vertrat Jörg Haustein die Fakultät in der Synode der Evangelischen Kirche im Rheinland sowie in deren ständigem Theologischem Ausschuss.

Mit Jörg Haustein verlieren Fakultät und Universität einen begeisterten Lutherforscher und einen außergewöhnlich begabten akademischen Lehrer, dem es gegeben war, kirchenhistorische und konfessionskundliche Zusammenhänge als gegenwärtige Wirklichkeiten zu erschließen. Die Evangelisch-Theologische Fakultät der Universität Bonn gedenkt seiner in Trauer und in Verbundenheit mit seiner Familie.

Michael Meyer-Blanck
Dekan

Worte bei der Trauerfeier der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn für Prof. Dr. Jörg Haustein am 16. November 2004 in der Evangelischen Schlosskirche

Einführung (Reinhard Schmidt-Rost)

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Wir haben uns versammelt, um unsere Trauer um unseren Kollegen, Lehrer und Freund, Jörg Haustein, vor Gott zu bringen.

Wir wollen für einen Augenblick aus der Einsamkeit heraustreten, in die Jörg Hausteins Tod jede und jeden von uns auf eigene Weise gedrängt hat. Und wir wollen Gott um die Kraft bitten, dass er uns in diesen Stunden, da wir das Unfassliche noch nicht begreifen können und keinen Weg sehen, in seiner Barmherzigkeit trage.

Psalm 130 (Helen Siegburg)

Worte des Dekans (Michael Meyer-Blanck)

Wir sind heute Abend hier, um etwas Zeit zu haben für unsere Trauer: Wo wir mit Jörg Haustein gearbeitet und geplant, nachgedacht und gelacht haben, wo wir mit ihm Gottesdienst gefeiert haben. Wir denken an unseren schwungvollen Kollegen, an den gewitzten Redner und an den Menschen, der so gerne gelebt hat und so gerne weiter mit uns gewesen wäre. Nun kann das nicht sein und das tut uns Leid; Leid auch für vieles so schön von ihm und mit uns Begonnene.

Aber es ist hier und jetzt noch nicht an der Zeit sein Lebenswerk zu würdigen. Es ist auch noch nicht an der Reihe schöne und nachdenkliche Geschichten von ihm zu erzählen. Es ist vielleicht auch noch zu früh, wirklich Trost zu finden. Wir können noch nicht nach einem Sinn suchen in dem allem, weder in seinem Werk, noch in irgendeiner Art von Bestimmung oder irgendeiner Art von Sinn. Nein, das alles eben nicht – jedenfalls noch nicht.

So weit sind wir noch nicht.

Für viele von uns heute Abend ist etwas Anderes wichtig: Innehalten in der *Organisation* von Trauer und der Trauer *selbst* Raum geben, den Schmerz Schmerz sein lassen und nichts weiter tun. Jemanden, den man gern gehabt hat, auf einmal nicht mehr zu sehen, ist schwer. Wie sehr haben wir ihm in den letzten Monaten Leben gewünscht! Noch einmal richtige Freude am Leben, mit allem, was man dazu braucht, mit Ihnen, liebe Frau Haustein, und mit den beiden Töchtern; und mit seinen Projekten in der Universität: Noch einmal leben dürfen mit dem, was das Leben lebenswert macht, mit Lieben und mit Arbeiten. Das war sein sehnlichster Wunsch und auch der unsere für ihn. Dieser Wunsch hat sich leider nicht erfüllt.

Wir sind auf das Menschsein in seiner Zerbrechlichkeit und in seinem Bedrohtsein zurückgeworfen. Auch die guten und treffenden Theorien von Glaube und Religion, mit denen wir täglich zu tun haben, helfen jetzt nicht. Was hilft, sind jetzt nicht Theorien, sondern nur Glaube und Religion selbst, in ihrem einfachsten und tiefen Gehalt: Dass unsere Gefühle *nicht* ins Leere gehen; dass ein Riss und Bruch entsteht, der schmerzt und doch *nicht* alles in Zufälle zerfällt; dass es wenigstens einen Sinn macht traurig zu sein und sich dafür Zeit zu nehmen: Das zu empfinden, darum sind wir hier.

Wir denken an Jörg Haustein, an unseren schwungvollen Kollegen, an den gewitzten Redner und an den Menschen, der so gerne gelebt hat und so gerne weiter mit uns gewesen wäre. Wir vermissen ihn. Wir trauern um ihn, mit seiner Familie und mit allen anderen, die ihn gern gehabt haben.

Worte von Julia Riedel (Studentin aus dem Goebenstift)

Lutherworte (Margarete Hopf)

(zitiert nach Jörg Zink, Die Mitte der Nacht ist der Anfang des Tages)
»Wir müssen uns vormalen lassen und ins Herz bilden, wenn man uns unter die Erde scharrt, dass es nicht heißen muss gestorben und verdorben, sondern gesät und gepflanzt und dass wir aufgehen und wachsen sollen in einem neuen, unvergäng-

lichen und ungebrechlichen Leben und Wesen. Wir müssen eine neue Rede und Sprache lernen, von Tod und Grab zu reden, wenn wir sterben, dass es nicht gestorben heißt, sondern auf den zukünftigen Sommer gesät, und dass der Kirchhof nicht ein Totenhaufe heißt, sondern ein Acker voll Körnlein, nämlich Gottes Körnlein, die jetzt sollen wieder hervorgrünen und wachsen, schöner als ein Mensch begreifen kann. Es geht nicht um eine menschliche, irdische Sprache, sondern eine göttliche und himmlische.«

Besinnung (Reinhard Schmidt-Rost)

Ich möchte Ihnen in dieser Stunde nicht viele eigene Gedanken vortragen, zu tief hat mich dieser Tod eines fast zehn Jahre jüngeren Kollegen betroffen; wir sahen es kommen, aber ich habe es nicht wahrhaben wollen.

Ich möchte vielmehr noch einmal Martin Luther das Wort geben – d.h. vor allem von ihm berichten, wie ein Kollege von Jörg Haustein, Albrecht Beutel aus Münster, in einem kleinen Lutherbuch von den letzten Stunden des Reformator berichtet hat. Ich würde das nicht tun, wenn ich nicht in mancher Formulierung über Luther auch etwas von der Person Jörg Hausteins charakterisiert sähe:

Wie ein roter Faden zieht sich durch das Leben Luthers der Gedanke an den Tod. Das hat gewiss auch mit der hohen Sterblichkeitsrate zu tun, die den Tod von Säuglingen, Kindern und jungen Menschen alltäglich sein ließ: »Ich habe«, schreibt Luther, »meiner Kinder etliche sterben sehen und weiß, dass solche Sachen wehe tun«. Erst recht aber hat sich Luthers theologisches Denken insgesamt auf den Tod als seiner größten Herausforderung bezogen gewusst, in der es nicht weniger als die Wahrheit des Evangeliums auf dem Spiel stehen sah. Der Tod, dessen war sich Luther gewiss, lässt den einzelnen Menschen offenbar werden vor Gott. Dass er diese Einsicht durchgängig im Blick behalten hat, erklärt für sein Denken beides: den tiefen Ernst, von dem es geprägt ist, und auch seinen weltüberlegenen Humor.

Und doch hatte für ihn der Tod seinen Schrecken verloren, da dieser

dem Glauben nicht das Ende des Lebens, sondern der Anfang eines Lebens ohne Ende ist. Diese Gewissheit konnte Luther oft in einer geradezu kindlichen Einfalt formulieren, so etwa im Brief an seinen todkranken Vater: »Denn unser Glaube ist gewiss und wir zweifeln nicht, dass wir uns bei Christum wiederum sehen werden in kurzem, sintemal der Abschied von diesem Leben für Gott viel geringer ist, denn ob ich von Mansfeld hierher von euch oder Ihr von Wittenberg gen Mansfeld von mir zöget. Das ist gewisslich wahr: Es ist um ein Stündlein Schlafs zu tun, so wird's anders werden«.

Luther wusste: »Das Leben behielt den Sieg, es hat den Tod verschlungen ... Ein Spott aus dem Tod ist worden«. Darum hat er immer wieder mit dem Tod – und zumal mit dem eigenen Tod – seinen Spott getrieben. Als ihm irgendeine Lügenschrift über sein angebliches gotteslästerliches Sterben nebst anschließender Höllenfahrt zu Gesicht kam, quittierte er sarkastisch, er, Martinus Luther, bezeuge den Empfang der Nachricht seines Todes, habe sie auch gern und fröhlich gelesen und fühle sich durch sie »sanft auf der rechten Kniescheibe und an der linken Ferse« gekitzelt.

Immer wieder hat Luther, zumal unter der wachsenden Last der Jahre, seinen Tod herbeigesehnt. Doch als er schließlich nahte, reagierte Luther mit Spott und Humor: Er wollte den Tod längst nicht so ernst nehmen wie dieser sich selbst. Auf der letzten Reise nach Eisleben überquerte man in einem Kahn die Saale, die reißendes Hochwasser führte. Während der nicht ungefährlichen Überfahrt bemerkte Luther zu Jonas: »Wäre das dem Teufel nicht ein fein Wohlgefallen, wenn ich Doktor Martinus, mit drei Söhnen und Euch im Wasser ersöffe!« Und noch an seinem letzten Abend sagte Luther, er wolle nun aus Eisleben nach Wittenberg heimziehen, sich dort in den Sarg legen und den Würmern einen guten feisten Doktor zu verzehren geben.

Sein letztes Wort blieb jenes schlichte »Ja«, mit dem er sich sterbend noch einmal zu seinem Glauben bekannte. ... Als letztes schriftliches Zeugnis gilt eine beiläufig entworfene Notiz, die als sein »Letzter Zettel« berühmt geworden ist.

Meist kennt man davon nur den – mit Pathos zitierten – abschließenden Satz. Doch der »Letzte Zettel« ist mehr: In ihm bündelt sich eine ungemein dicht formulierte hermeneutische Einsicht. Am Beispiel der Hirtengedichte Vergils, der politischen Schriften Ciceros und der biblischen Propheten macht Luther klar, dass sich rechtes Verstehen niemals in einer nur kognitiven Aneignung erschöpfen kann, sondern erst in der lebenspraktischen Verifikation ans Ziel gelangt: »Den Vergil in seinen Bucolica und Georgica kann keiner verstehen, der nicht fünf Jahre Hirt oder Bauer gewesen ist. Den Cicero in seinen Briefen versteht keiner, der nicht zwanzig Jahre in einem großen Staatswesen tätig gewesen ist. Die Heilige Schrift glaube keiner genügend verschmeckt zu haben, der nicht hundert Jahre lang mit den Propheten die Gemeinden geleitet hat.« Darauf folgt dann jener oft zitierte Spruch, der zunächst nur eine erbauliche Floskel klingt und doch in Wahrheit – am Ende des Textes und am Ende des Lebens – das hermeneutische Fazit zieht: »Wir sind Bettler. Das ist wahr.« *Beutel;* 129ff.)

Dass wir Bettler sind in den Grenzen unserer Existenz, das ist wohl wahr, aber dass wir in weltüberlegenem Humor und vor allem in der Liebe, die Menschen miteinander verbindet, über diese Grenzen freundlich hinausgehoben, Augenblicke der Ewigkeit Gottes empfinden dürfen, das ist die höhere Wahrheit, an die wir uns auch in dieser Stunde der Fassungslosigkeit halten, für diese höhere Wahrheit der humorvoll-warmherzigen Liebe war uns Jörg Haustein ein trefflicher Zeuge.

Wir werden später wohl auch Dankbarkeit empfinden, ihn gekannt zu haben, aber in dieser Stunde können wir Gott nur bitten, dass er unsere verstörten und unversöhnten Herzen trage.

Amen.

Michael Meyer-Blanck

Ansprache des Dekans im Trauergottesdienst für Jörg Haustein am 19. November 2004 in Bad Honnef

Die Evangelisch-theologische Fakultät Bonn nimmt in Traurigkeit und in Dankbarkeit Abschied von Jörg Haustein. Wir sind erschüttert, denn wir mussten erleben, wie seine, wie unsere Hoffnungen in den letzten Monaten vergebens waren. Wir sehen vor allem anderen auf ihn als Menschen, als Kollegen und als Freund. Und wir sehen dann auf alles, was er bei uns begonnen hatte und was jetzt abgebrochen ist:

- seine Forschungsprojekte zu Luther und der Reformationszeit;
- seine vielfachen Kontakte und Beziehungen in der Ökumene – zu anderen Kirchen und zu Fakultäten in Osteuropa;
- sein wacher Geist für das, was Konfessionen sind und leisten können und wo ihre Begrenzungen und Gefahren liegen;
- seine beliebten Vorlesungen mit Gehalt, mit evangelischem Engagement und auch mit Unterhaltungswert;
- seine Exkursionen mit Studierenden – für so manchen ein Höhepunkt in der Studienbiographie.

Das alles ist nun unwiederbringlich vorbei. Die Studierenden, die Professoren und Assistenten spüren den Verlust. Gewiss sagt man: Die Arbeit jedes Menschen ist irgendwie zu ersetzen. Aber ein Mensch, mit dem man arbeitet, der ist mehr als die Summe seiner Arbeiten. Er ist alles das, aber er ist das »Mehr«, das das alles erst so macht, wie es ist. Er ist die Menschlichkeit und Wärme und Lebendigkeit in allem, was er tut. Den Menschen und sein Werk kann man nicht trennen. Er lebt in dem, was er tut. Und darum ist ein Mensch *nicht* zu ersetzen – nein, mit

unseren Beziehungen zu ihm bricht auch etwas weg von unserem eigenen Leben.

Wenn wir sagen, wir trauern um den Professor für Kirchengeschichte, um den Direktor unseres Ökumenischen Instituts, um den begeisterten Lutherforscher und um den erfolgreichen akademischen Lehrer, dann ist das alles richtig, aber noch nicht alles. Wir trauern um Jörg Haustein, der in dem allem *er* war, der unverwechselbare, der einmalige, der lebensfrohe und zupackende Mensch.

Der Glaube ist ja eine Haltung, die auf das alles sieht und doch weiß, dass man im Leben nicht alles sehen kann. Alles, was wir von Jörg Hausteins Fragment gebliebenem Leben wissen, ist noch nicht alles. Die Hoffnung hofft das, was abbricht, zusammen und setzt die Zuversicht auf das, was wir nicht sehen können.

Das ist schwer. Man kann die Hoffnung und die Zuversicht so wenig befehlen wie andere Gefühle. Man kann versuchen sie sich zu erkämpfen; aber auch das klappt oft nicht. Das »Nichtzweifeln an dem, was man nicht sieht« – das ist kein Besitzstand. Es ist eher ein nur selten gegebenes Einverständnis mit dem Leben und mit Gott. Nur wenn wir trauern, dann spüren wir die Notwendigkeit, die Bedürftigkeit, die Sehnsucht nach einer solchen Hoffnung viel stärker. Dass wir vom Sichtbaren nicht leben können, wird uns schmerzlich bewusst.

Wir wollen heute danken für das, was wir sehen konnten in Jörg Hausteins Leben; und wir wollen hoffen für ihn und für uns auf das, was wir nicht sehen; auf das, was wir mit ihm geglaubt haben und was er jetzt schauen möge.

Die Evangelisch-theologische Fakultät Bonn gibt heute ihrer Trauer Ausdruck, aber auch der Freude und dem Dank dafür, was in ihr und für sie Jörg Haustein in den letzten Jahren bedeutet hat.

Protokoll der 1. ordentlichen Mitgliederversammlung des Vereins der Freunde und Förderer der Evangelisch-theologischen Fakultät. Rheinische Gesellschaft zur Förderung der Theologie e. V.

21. April 2004, 19.00 c.t. Sitzung im Seminarraum An der Schlosskirche 1

Vor der Versammlung waren die Mitglieder und alle weiteren Interessenten eingeladen zu einem öffentlichen Vortrag von Prof. Dr. G. Walzig: Kunstgeschichtliches zum Bonner Schloss und zur Schlosskirche

TOP 1	Wahl des Vorstands
TOP 2	Programm des Vereins
TOP 3	Mittelverwendung
TOP 4	Preis für besondere studentische Leistung
TOP 5	Mitteilungen der Freunde der Evangelisch-Theologischen Fakultät Bonn e. V.
TOP 6	Verschiedenes

Die Tagesordnung wird unter Umstellung der Punkte 1 und 2 in der o.a. Form akzeptiert.

TOP 1 (neu) *Programm des Vereins*
Herr Dr. Bitter, der Vorsitzende, stellt einige allgemeine Überlegungen zu den Aufgaben des Vereins vor und nennt als konkrete Punkte

- die finanzielle Förderung der Evang.-Theol. Fakultät zu Bonn
- insbes. die Förderung junger Studierender im Theologiestudium
- die Pflege der Verbindungen der Fakultät zur Wirtschaft – Kirche und bürgerlicher Gemeinde, insbesondere zu Bonn

Herr Schmidt-Rost unterstreicht und erläutert vor allem den dritten Gesichtspunkt, die Pflege der Verbindungen zu verschiedenen gesellschaftlich relevanten Institutionen, am besten durch anwesende und noch zu gewinnende Freunde der Fakultät.

Prof. Dr. W. Kinzig, der Dekan der Fakultät, dankt dem Verein für

seine guten Absichten und bietet einen regelmäßigen Bericht aus der Arbeit der Fakultät an.

Prof. Honecker betont die Bedeutung einer Unterstützung der Fakultät von außen und das Gewicht einer regelmäßigen Information und die Pflege der Kommunikation zwischen Fakultät und verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen.

Dr. Bielfeldt plädiert für enge Kontakte zur Presse, um über aktuelle Ereignisse zu informieren. Auch sei eine Diskussion wirtschaftsethischer Themen wünschenswert.

Prof. Honecker: Der Kreis der Freunde könnte Artikel für eine regelmäßige Informationsschrift (etwa halbjährlich) liefern.

Frau Osterhage empfiehlt die Herstellung von Gemeindekontakten und erklärt sich bereit, entsprechend tätig zu werden.

TOP 2 (neu) *Wahl des Vorstandes*
Der provisorische, geschäftsführende Vorstand wird ohne Gegenstimmen – bei eigener Enthaltung – für zwei Jahre als ordentlicher Vorstand gewählt.

TOP 3 *Mittelverwendung*
Der Vorstand berichtet von der Absicht, aus den bisher aufgelaufenen Mitteln die Veröffentlichung der Reden bei der Ehrenpromotionsfeier am 11. März 2004 zu unterstützen. Diese Absicht wird positiv aufgenommen; der Verein solle sich nicht selbst engagieren, aber eine finanzielle Unterstützung im Rahmen der gegebenen Möglichkeiten ins Auge fassen.

TOP 4 *Preis für besondere studentische Leistung*
Die Anregung, einen Preis für besondere Leistungen von Studierenden auszuloben, wird von der MV positiv aufgenommen; es wird empfohlen ein mögliches solides Verfahren zu konstruieren, das bei Antragstellung und Preisvergabe keine Beanstandungen zulasse.

TOP 5 *Mitteilungen der Freunde der Evangelisch-Theologischen Fakultät Bonn e. V.*
Das erste Informationsheft »Pro facultate« wird positiv aufgenommen und eine Fortsetzung im Semesterrhythmus empfohlen.

TOP 6 *Verschiedenes*

Es wird empfohlen, dass der Vorsitzende mit dem Rektorat Kontakt aufnimmt und den Förderverein vorstellt.

Für das Protokoll:
gez. *R. Schmidt-Rost*

Protokoll der 2. ordentlichen Mitgliederversammung des Vereins der Freunde und Förderer der Evangelisch-theologischen Fakultät. Rheinische Gesellschaft zur Förderung der Theologie e. V.

27. Oktober 2004, 19.00 c.t. Sitzung im Seminarraum An der Schlosskirche 1

Vor der Versammlung waren die Mitglieder und alle weiteren Interessenten eingeladen zu einer Führung durch das Universitätshauptgebäude durch Herrn Archivdirektor Dr. Becker.

TOP 1	Aktuelles aus der Fakultät
TOP 2	Kassenbericht, vorgelegt von Herrn Winrich C.-W. Clasen
TOP 3	Förderpreis für Studentinnen und Studenten der Theologie: Erwägungen zu einem Konzept, vorgetragen von Frau Dr. Dörte Gebhard
TOP 4	Weitere Mittelverwendung
TOP 5	Verschiedenes

Die Tagesordnung wird in der o.a. Form akzeptiert.

TOP 1 *Aktuelles aus der Fakultät*

Der Dekan, Prof. Michael Meyer-Blanck, berichtet über die Krankheit von Prof. Jörg Haustein einerseits und die Berufung von Prof. Hermut Löhr nach Jena andererseits.

In diesem Zusammenhang erwähnt er auch, dass seit dem Jahr 2000 in Bonn 12 Privatdozenten die *venia legendi* erhalten hätten. Über die Hälfte von ihnen (Assel, Graupner, Karle, Klie, Kunz, Mühling, Pohl-

Patalong, Schroeter-Wittke) sei inzwischen auf Lehrstühle berufen oder mit mindestens mit einer Lehrstuhlvertretung betraut worden.

Er erwähnt zudem den Erfolg des Studiengangs »Sozialmanagement« und berichtet von der Planung neuer Studiengänge nach dem BA/MA-System, von Überlegungen auf dem Fakultätentag, die Selbstständigkeit der theol. Fakultäten zu wahren, und vom ZERG (Zentrum für Religion in der Gesellschaft).

TOP 2 *Kassenbericht*, vorgelegt von Herrn Winrich C.-W. Clasen
Gemeinnützigkeit wurde rückwirkend für 2003 zuerkannt; Kassenstand: 2655, 23 €; Bitte um Abbuchungsermächtigungen; Anschaffung einer Software zur Mitgliederdaten- und Finanzverwaltung vorgeschlagen.

TOP 3 *Förderpreis für Studentinnen und Studenten der Theologie*: Erwägungen zu einem Konzept, vorgetragen von Frau Dr. Dörte Gebhard
Vorschlag von D. Gebhard: Eine wissenschaftliche Arbeit prämieren, die sowohl theoretisch fundiert als auch in ihrer praktischen Relevanz Gewicht hat. Die Skepsis, beide Akzente in einer Arbeit gleichzeitig umzusetzen, führt letztlich zur Einrichtung einer Arbeitsgruppe, die sich aller Detailfragen und Argumente annehmen soll.

TOP 4 *Weitere Mittelverwendung*
Flyer-Werbung (150 €), Studentische Tagungen unterstützen, Bibliothek

TOP 5 *Verschiedenes*
Herr Dr. Osterhage berichtet von einem für den 13.12.2004 geplanten von der EaiD initiierten Treffen eines »Runden Tisches Wirtschaft und Ethik« mit dem Ziel einer Zusammenführung von wirtschaftlichen und akademischen Institutionen aus dem kirchlichen Umfeld zum Gedankenaustausch und zur Planung und Durchführung von Veranstaltungen und Projekten zum Themenkreis »Wirtschaft und Ethik«.

Für das Protokoll:
gez. *R. Schmidt-Rost*

Autorenverzeichnis

Klaus Bielfeldt, Jahrgang 1926, Dr. rer. nat., Vorstand VAW bis 1989; lebt in Königswinter.

Stephan Bitter, Jahrgang 1942, Dr. theol., 1989-2001 Superintendent des Evang. Kirchenkreises Bad Godesberg-Voreifel; lebt in Mülheim a.d. Ruhr.

Johanna Hirschfelder geb. Holzmann, Jahrgang 1924, Studium der Evangelischen Theologie in Bonn 1946-1951, Erstes theologisches Examen in Hannover 1951, Zweites theologisches Examen 1954; lebt in Bonn.

Michael Meyer-Blanck, Jahrgang 1954, Dr. theol., Professor für Praktische Theologie (Abt. für Religionspädagogik) an der Ev.-Theol. Fakultät der Universität Bonn und Universitätsprediger; lebt in Bad Godesberg.

Wolfgang W. Osterhage, Jahrgang 1948, Industrieberater und ordinierter Prädikant; lebt in Wachtberg.

Reinhard Schmidt-Rost, Jahrgang 1949, Dr. theol., Dipl. psych., Professor für Praktische Theologie an der Ev.-Theol. Fakultät der Universität Bonn und Universitätsprediger; lebt in Bad Godesberg.

Freunde der Evangelisch-Theologischen Fakultät Bonn
Rheinische Gesellschaft zur Förderung der Theologie e.V.

Evangelische Theologie hat eine lange Tradition in Bonn. Herausragende theologische Lehrer von Carl Immanuel Nitzsch bis Karl Barth haben an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität gewirkt. Die evangelische Theologie liegt nicht nur räumlich im Herzen der Hochschule. Sie ist seit Gründung der Universität ein zentraler Bestandteil der Forschung und Lehre. Ihr Renommee geht weit über ihre Grenzen hinaus. Nicht nur theologische, kirchliche und diakonische Entwicklungen sind von Bonn aus wesentlich mitbestimmt worden. Vertreter der Fakultät haben auch gesellschaftspolitisch immer wieder deutlich kritische Akzente gesetzt und nachhaltige Impulse gegeben.

»Die evangelische Fakultät hat ihren Platz mitten in der Universität. Die evangelische Theologie hat ihren Platz mitten unten den Menschen.« Diesem Anspruch von Carl Immanuel Nitzsch folgend gilt es sich zu rüsten für die Zukunft. Der traditionsreiche Standort in Bonn soll gesichert und weiter entwickelt werden. Dafür engagieren sich die »Freunde der Evangelisch-Theologischen Fakultät Bonn«, die neu gegründete »Rheinische Gesellschaft zur Förderung der Theologie«.

- Unterstützen Sie das theologische Suchen nach den Antworten auf die Fragen des Lebens von heute und von morgen. Im Werte- und Traditionswandel unserer Zeit suchen die Menschen nach Orten, die kritische Auseinandersetzungen ermöglichen. Menschen brauchen Orientierungen.
- Fördern Sie das Zusammenwirken von Theologie im ökumenischen Geist mit der katholischen Schwesterfakultät sowie mit den anderen Wissenschaften. Der christliche Glaube ist ein unverzichtbarer Bestandteil europäischer Tradition, unserer Kultur, Musik, Literatur und Kunst. Das gilt es lebendig zu halten.
- Bestärken Sie junge Menschen, die an der Fakultät ausgebildet werden. Der Verein will Preise für besondere Forschungsleistungen ausloben, Stipendien für den Nachwuchs stiften, Exkursionen und Studienfahrten ermöglichen sowie die theologische Partnerfakultät in Warschau unterstützen.

Anträge auf Mitgliedschaft (€ 20,– pro Jahr, € 10,– für Studierende, € 50,– für juristische Personen wie Kirchengemeinden, Firmen etc.) richten Sie zur Zeit an den CMZ-Verlag, Postfach 1323, 53350 Rheinbach (Tel. 02226-912626, Fax 02226-912627, eMail: freunde@cmz.de). Spendenbescheinigungen für Mitgliedsbeiträge und für Spenden werden ausgestellt.

Beitrittserklärung - - - - - - - - - - - - - - - ✂ - - - - - - - - - - - - - - - - - -

Hiermit beantrage(n) ich/wir die Mitgliedschaft im gemeinnützigen Verein der Freunde der Evangelisch-Theologischen Fakultät Bonn. Rheinische Gesellschaft zur Förderung der Theologie e.V. Mein/unser Jahresbeitrag liegt bei

☐ € 20,– für Normalmitglieder

☐ € 10,– für Studierende

☐ € 50,– für juristische Personen, Kirchengemeinden, Firmen etc.

Zusätzlich möchte(n) ich/wir
einen einmaligen Betrag von € _____ spenden.

☐ Bitte senden Sie mir/uns eine Spendenbescheinigung zu.

Mit einer Abbuchungserlaubnis können Sie unsere Arbeit sehr erleichtern:

☐ Bitte buchen Sie ab:

Konto-Nr.	
BLZ	
Bank	

Datum + Unterschrift

Freunde der Evangelisch-Theologischen Fakultät Bonn
Rheinische Gesellschaft zur Förderung der Theologie e.V.

Die Gründung. Die Gründungsversammlung des gemeinnützigen Vereins »Freunde der Evangelisch-Theologischen Fakultät Bonn. Rheinische Gesellschaft zur Förderung der Theologie e.V.« fand am 28. Januar 2003 in den Räumen der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn statt. Die Gründungsmitglieder sind Prof. Dr. Günter Bader (Bad Honnef), Superintendent a.D. Dr. Stephan Bitter (Mülheim a.d. Ruhr), Verleger Winrich C.-W. Clasen (Rheinbach), Pfr. Joachim Gerhardt (Bonn), stud. theol. Stephanie Kramer (Bonn), Gisela Läge (Bornheim) und Prof. Dr. Reinhard Schmidt-Rost (Bonn).

Die Aufgabe. »Die evangelische Fakultät hat ihren Platz mitten in der Universität. Die evangelische Theologie hat ihren Platz mitten unter den Menschen.« Diesem Anspruch von Carl Immanuel Nitzsch folgend, gilt es sich zu rüsten für die Zukunft. Der traditionsreiche Standort in Bonn soll gesichert und weiter entwickelt werden. Dafür engagieren sich die »Freunde der Evangelisch-Theologischen Fakultät Bonn«, die neu gegründete »Rheinische Gesellschaft zur Förderung der Theologie«. Der Verein will Preise für besondere Forschungsleistungen ausloben, Stipendien für den Nachwuchs stiften, Exkursionen und Studienfahrten ermöglichen sowie die theologische Partnerfakultät in Warschau unterstützen.

Anträge und Beiträge. Anträge auf Mitgliedschaft (€ 20 pro Jahr, € 10 für Studierende, € 50 für juristische Personen wie Kirchengemeinden, Firmen etc.) richten Sie zur Zeit an den CMZ-Verlag, Postfach 1323, 53350 Rheinbach (Tel. 02226-912626, Fax 02226-912627, eMail: freunde@cmz.de).

Abbuchungserlaubnis. Der Schatzmeister bittet dringend darum, daß *alle* Mitglieder eine Einzugsermächtigung erteilen, damit die Beiträge *aller* Mitglieder *gleichzeitig* mit nur *einer* Abbuchung eingezogen werden können. (Ansonsten entstehen *pro* Buchung Kosten – Bankspesen, Steuerberater u.a.)

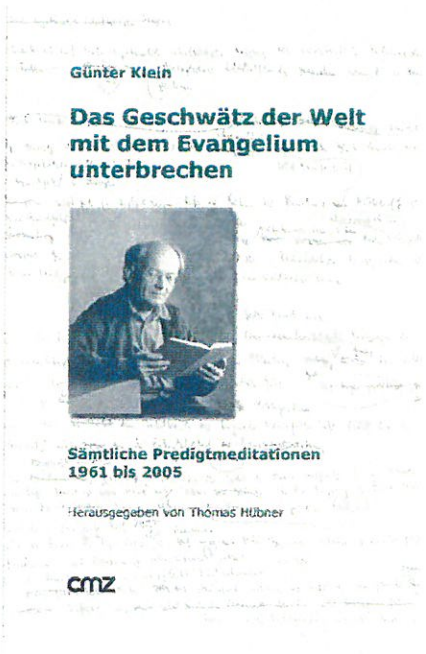
www.freunde-der-fakultaet.de

Michael Meyer-Blanck (Hg.)
Reden von Gott in der Mitte Europas. Evang. Theologie im Kontext Bonn – Prag – Warschau
256 S., 13,5 x 21 cm, € 19,80
ISBN 3-87062-068-4

Wolfram Kinzig (Hg.)
Gratiarum actio. Reden anläßlich der Ehrenpromotion des Erzbischofs von Canterbury
120 S., 13,5 x 21 cm, € 10,-
ISBN 3-87062-072-2

Klaus Grünwaldt (Hg.)
Konfession: Ev.-luth.
Die Bekenntnisschriften für Laien erklärt
192 S., 13,5 x 21 cm, 6 Farbtafeln
€ 9,90; ISBN 3-87062-065-X

Bader / Eibach / Kreß (Hg.)
Im Labyrinth der Ethik
Glauben – Handeln – Pluralismus
FS Martin Honecker zum 70. Geb.
364 S., 13,5 x 21 cm, gebunden
3 Abb. sw, € 24,80
ISBN 3-87062-067-6



Günter Klein
Das Geschwätz der Welt
Sämtliche Predigtmeditationen 1961-2005 in zwei Bänden
XLII u. 596 S., 13,5 x 21 cm,
€ 38,–
ISBN 3-87062-073-0

Fürst / Werbick (Hg.)
Katholische Glaubensfibel
Mit einem Geleitwort von Karl Kardinal Lehmann
484 S., 13,5 x 21 cm,
12 Farbtafeln, € 17,90
ISBN 3-87062-069-2

cmz
CMZ-Verlag - An der Glasfachschule 48 - 53359 Rheinbach
Tel. 02226-912626 - Fax 02226-912627 - info@cmz.de